

DEUTSCHE RUNDSCHAU

JAHRGANG
NI 1936



HERAUSGEGEBEN VON RUDOLF PECHEL
MIT MITWIRKUNG VON PAUL FECHTER UND EUGEN DIESEL

INZELHEFT 1.50 RM

JÄHRLICH 15 RM

BIBLIOGRAPHISCHES INSTITUT AG. LEIPZIG

Die großen Dichter der niederdeutschen Heimat

in völlig neu gestalteten Ausgaben des Bibliographischen Instituts

*

Storms Werke

Illustrierte Ausgabe in 9 Bänden. Mit einer Vorrede von Hans
Friedrich Blunck und Federzeichnungen von Karl Vernicke. Nach
der von Theodor Hertel besorgten Ausgabe neubearbeitet
und erweitert von Fritz Böhme

Reuters Werke

Illustrierte Ausgabe in 12 Bänden. Mit einer Vorrede von
Friedrich Griefe und Federzeichnungen von Fritz Koch-Gotha.
Neu herausgegeben von Professor Dr. W. Seelmann
und Professor Dr. H. Brömse

Die besonderen Vorzüge dieser Ausgaben:

1. Geschmackvolle Bände in moderner Romanausstattung; großer,
klarer Druck
2. Keine Auswahl, sondern das vollständige Werk in wissen-
schaftlich einwandfreier Form
3. Literarhistorische Anmerkungen und Erläuterungen in beson-
deren Bänden
4. Einzelabgabe der Bände; keine Verpflichtung, das ganze Werk
zu kaufen
5. Niedriger Preis: jeder Band in Ganzleinen nur **1⁹⁰**
RM.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Verlag Bibliographisches Institut AG., Leipzig

Deutsche Rundschau

GEGRÜNDET IM JAHRE 1874 . HERAUSGEGEBEN VON RUDOLF PECHEL IM
VEREIN MIT PAUL FECHTER UND EUGEN DIESEL . EINZELPREIS 1.50 RM.
erscheint monatlich einmal am Monatsanfang . Jahresabonnement 15.— RM. für 12 Hefte zuzüglich orts-
licher Zustellgebühr bzw. Postüberweisungspreisen . Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder Postanstalt
CHRISTLEITUNG: BERLIN W 30 . MACKENSENSTRASSE 11

2. JAHRGANG

JUNI 1936

INHALTSVERZEICHNIS

Die Langobarden in Südtalien / Von Maximilian Claar / Mit 6 Abb. . .	193
Friedrich Lange, Vorkämpfer und Verfechter des reinen Deutschtums / Von Friedrich Düsel / Mit einer Abbildung	205
Die Not der Wissenschaft / Von Eugen Diesel	214
Aus meinen Lehr- und Wanderjahren (Schluß) / Von Friedrich Frommholz	219
Das Land ohne Berge / Von Georg Kurt Schauer / Mit 4 Abbildungen .	223
Lebendige Vergangenheit: Gustave Le Bon / Mit einer Abbildung	236
Rundschau	241
Dr. Fritz Klein † . Schwüle Luft . Zu Oswald Spenglers Tode . Olympi- sches Lun — olympischer Geist . Dr. Georg Paetel † . Gips im deutschen Märchenwald	
Die Brüder Wagemann / Roman (Fortsetzung) / Von Gerhart Pohl	248
Literarische Rundschau:	
Hauptmann und Beumelburg	283
Steinhausens deutsche Kulturgeschichte neu	284
Erfreuliche Lese	284
Illustrierte Klassiker, Tiere und Zigeuner	287

KONRAD SCHÜNEMANN

Osterreichs Bevölkerungspolitik unter Maria Theresia

Erschienen in den Veröffentlichungen des Instituts für Erforschung
des deutschen Volkstums im Süden und Südosten in München und
des Instituts für ostbayerische Heimatforschung in Passau

Herausgegeben von

Professor **Dr. Karl Alexander v. Müller** und Professor **Dr. Heuniesler**

379 Seiten. Kartoniert RM. 5.—

Aus zahlreichen Pressestimmen:

„Wenn heute in den Nachfolgerstaaten Österreichs den dortigen Deutschen die Minderheitenrechte bestritten werden, so geht aus diesem Buche unzweideutig hervor, daß die deutschen Siedler vor 200 Jahren auf Ödland und unbefiedeltem Land, von dem sie keine Eingeborenen verdrängten, angesetzt wurden, dieses Land mit ihrer Hände Arbeit der Kultur eroberten und damit den Staaten, denen sie heute angehören, einen unberechenbaren Gewinn errangen. Schünemanns Buch ist darum ein volkspolitisch wichtiges Werk.“

„Der Alemanne“ vom 15. 1. 1936

„Diese erste Veröffentlichung des Instituts zur Erforschung des deutschen Volkstums im Süden und Südosten (München) und des Instituts für ostbayerische Heimatforschung (Passau) begnügt sich nicht mit einer erkenntnistmäßigen Darstellung der Wechselbeziehungen zwischen dem deutschen Westen und dem Südosten, mit der Aufzeichnung von Fehlern und Schwächen der absolutistischen Politik, sie gibt uns darüber hinaus eine für den Volkstumskampf wertvolle Waffe. Das bis ins einzelne stichhaltige Werk Schünemanns gewinnt doppelt an Bedeutung, wenn man sich dessen bewußt ist, daß die heutigen Staatsvölker des Südostens unsere deutschen Volksgruppen nur als Gäste betrachten, während sie in Wirklichkeit nie Germanisatoren, dagegen hervorragende Kolonisatoren der südöstlichen Staatenwelt sind.“

„Münchener Neueste Nachrichten“ vom 5. 1. 1936

„Das auf fleißiges Quellenstudium aufgebaute Buch zeigt weiter, wie diese damals für zweckmäßig gehaltene ‚Populationistik‘ dennoch keine Förderung des deutschen Volkstums bewirken konnte, sondern im Gegenteil seine Schwächung zugunsten fremder Volksstämme, wie wir sie heute wahrnehmen, zur Folge hatte. Das Werk verdient mit seiner Gründlichkeit und Schlüssigkeit weite Verbreitung.“

„Ostdeutsche Monatshefte“, Februar 1936

VERLAG DEUTSCHE RUNDSCHAU G. m. b. H. / BERLIN

Eine ausgefüllte Lücke

So stolz wir auf die Leistungen deutscher Kunst-
 oriker sein dürfen, im besonderen auf die glänzen-
 den Leistungen, in denen die deutsche Kunst des
 Mittelalters und der Neuzeit von deutschen Ge-
 lehrten gewürdigt ist, so klappte in dem großen Bau
 der deutschen Kunstgeschichte eine bedenkliche Lücke.
 Es fehlte trotz hervorragender Einzelleistungen eine
 Darstellung der Kunst unserer Vorzeit. Diese Lücke
 ist nun in besonders gelungener Art das Buch des
 bekannten Gelehrten Frederik Adama van
 Scheltema „Die Kunst unserer Vorzeit“
 mit 14 Abbildungen, 191 Seiten. 4.80 RM. Leipzig,
 Bibliographisches Institut) aus. Das Buch beruht
 auf langjährigen und gründlichen Vorarbeiten.
 Schon 1923 hat Scheltema in seinem Buche „Die
 nordische Kunst“ die Eigengesetzlichkeit dieser
 Kunst hervorgehoben und nachgewiesen. Scheltemas
 Buch antwortet auf die immer drängender und lauter
 werdende Frage nach dem Dasein und der Kunst
 unserer Vorzeit, die das zum Durchbruch gelangte
 Volksbewußtsein stellt. Er sieht in seiner
 germanischen Auffassung der Kulturgeschichte die
 Entwicklung auch der Kunst unserer Vorzeit und

versteht es, aus dieser lebendigen Einstellung heraus
 eine Geschichte der Kunst der Vorzeit zu schreiben,
 die geeignet ist, auch dieses Gebiet zu einem lebendi-
 gen Bewußtseinsbestandteil unseres Volkes zu
 machen. Das Buch ist von einem hohen Verant-
 wortungsgefühl getragen; es versucht, die geistige
 Struktur und die geistige Entwicklung unserer Vor-
 fahren und ihre Kultur in ihrer Lebenskraft und
 Lebensberechtigung zu erhärten in der Darstellung
 ihrer innerlich bedingten Wandelbarkeit. Das reiche
 Material ist in drei große Abschnitte gegliedert: die
 Kunst der Urzeit, die Kunst der Vorzeit und die
 Volkskunst. Knappe Anmerkungen und ein Ver-
 zeichnis des benutzten Schrifttums sind beigelegt.
 Die Tafeln sind sehr gut wiedergegeben und ein-
 prägsam erläutert. Scheltema geht mit Recht von
 dem Grundsatz aus, daß niemand die wunderbare
 innere Gesetzmäßigkeit der großen germanischen Kunst
 begreifen kann, der nicht ihr Entstehen kennt, wie
 niemand ein organisch gebautes Drama oder ein
 organisch gebautes großes Musikwerk verstehen
 kann, der den ersten Akt oder ersten Satz versäumt
 hat.

D. R.

(Fortsetzung auf Seite IX)

Neu erschienen!

Die Vögel unserer Heimat

Von Sebastian Pfeifer

Herausgegeben von der Senckenbergi-
 schen Naturforschenden Gesellschaft zu
 Frankfurt am Main

Mit 65 Buntbildern, 41 seltenen Nest-
 aufnahmen, 4 farbigen Eiertafeln, 70
 Abbildungen auf 260 Textseiten. Preis
 Ganzleinen geb. RM. 4.60. Prospekt mit
 einem vierfarbigem Probebild kostenlos

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

VERLAG W. KRAMER & CO.

Frankfurt am Main NO 14



Schneller als mit der Feder,

mühe-los und in klarer, sauberer Schrift, erledigen
 Sie Ihren privaten Briefwechsel und Ihre literarischen
 und wissenschaftlichen Arbeiten mit der bewährten

KLEIN-CONTINENTAL

Dieses Schreibzeug des modernen Menschen fügt
 sich dank der geschlossenen schönen Form jeder Um-
 gebung ein und zeichnet sich durch leisen Gang,
 weichen Anschlag, außerordentliche Stabilität und
 lange Lebensdauer aus. — CONTINENTAL-Klein-
 Schreibmaschinen stehen in 3 verschiedenen Modellen
 zum Preise von RM. 186.—, 234.— und 247.50 zur Wahl.

Bitte verlangen Sie unverbindlich Prospekt 2573

WANDERER-WERKE
 SIEGMAR-SCHÖNAU



Eine Welt verändert und erobert

Vor 50 Jahren schufen Gottlieb Daimler und Carl Benz die ersten praktisch brauchbaren Kraftfahrzeuge. Sie schenkten der Menschheit Unge- bundenheit und Freiheit von Zeit und Raum. Pionierwille und Höchstleistung an Konstruktion und Material sind seitdem das Merkmal geblieben für die Daimler-Benz-Werke und haben den Mercedes-Benz-Stern eine Welt erobern lassen. Unser Bauprogramm 1936 bringt wiederum Spitzenleistungen: Vor allem die Ergänzung durch die vollkommenen Wagen der niedrigen Preisklasse: Typ 170 V, der überall Aufsehen erregt durch seine Leistung, seine Ausstattung, Wirtschaftlichkeit und durch seinen niedrigen Preis, Typ 170 H mit seiner



großen Raummöglichkeit und seinen überlegenen Fahreigenschaften • den neuen Diesel-Personenwagen Typ 260 D • die erprobten, bewährten und gern gekauften Modelle der Mittelklasse, die 2- und 2,9-Liter- Typen mit normalem und verlänger- tem Fahrgestell, 4- bis 5-sitzig oder mit den preiswerten und praktischen

6-sitzigen Aufbauten • die bekannten Typen 500 mit und ohne Kompressor.

Unter den neuen Mercedes-Benz-Modellen wer- den auch Sie das Fahrzeug finden, das Ihren Wünschen und Anforderungen entspricht. Ver- langen Sie Auskunft oder besser noch: Machen Sie eine Probefahrt!



TYP 170 V

1,7 Liter, 4 Zylinder, mit Spezialmotoraufhängung, mit einer Reihe formschönster Aufbauten, beispiels- weise als 2-türiger Innenlenker RM 3750.—.

TYP 170 H

1,7 Liter, 4 Zylinder, Heck-Motorwagen, besonders interessante Konstruktion, als 2-türiger Innenlenker RM 4350.—.

TYP 200

2 Liter, 6 Zylinder, als 4- bis 5-sitziger Innen- lenker RM 4950.—, mit verlängertem Rahmen und 6-sitzigem Aufbau, z. B. als Pullman-Li- mousine für RM 6550.—.

TYP 290

2,9 Liter, der schnelle, zuverlässige, geräumige Reise- wagen, auch mit verlängertem Fahrgestell und mit 6-sit- zigen Aufbauten lieferbar, als 4- bis 5-sitzige Limou- sine RM 7950.—, die 6-sitzige Limousine RM 9900.—.

TYP 500 N

Der große, repräsentable Geschäftswagen mit 5-Liter-Mo- tor, als 7-sitzige Pullman-Limousine von RM 15 900.— ab.

MERCEDES-BENZ

P85/A

Personen- und Nutzkraftwagen mit Benzin- und Dieselmotoren, auch eingerichtet und lieferbar für jede Art von Ersatztreibstoffen. Motoren jeder Art und für jeden Zweck

Vertretungen in allen größeren Städten des In- und Ausland



In Salerno zeugen die Ruinen des Kastells auf dem Burgberg von der langobardischen Vergangenheit der Stadt

DIE LANGOBARDEN IN SÜDITALIEN

von

Maximilian Claar

Die Kenntnis des italienischen Frühmittelalters wird für das deutsche Empfinden in hohem Maße überschattet von dem zentralen Ereignis der Gründung des Römischen Reiches Deutscher Nation — wie man es später nannte — durch Karl den Großen. Der Weg des Frankenkönigs in Italien ging aber über die erbarmungslose Beseitigung eines anderen germanischen Stammesreiches. Nach dem ruhmvoll-heldenmütigen Untergang der Ostgoten hatte nur ein einziger der Germanenstämme, die seit Jahrhunderten in Italien erschienen waren, eine dauernde Herrschaft zu begründen vermocht: die Langobarden. Als 774 Karl den Langobardenkönig Desiderius in Pavia gefangen nahm, entthronte und ins Kloster verbannte (diese damals übliche Verwendung der Klöster als Staatsgefängnisse ist charakteristisch

für die Religionsauffassung der Zeit), da verschwand für die Mit- und Nachlebenden der Begriff langobardischen Herrschertums. Und die Geschichtsbücher pflegen hier zu sagen, daß nur mehr der Name der Lombardei an die Langobarden erinnerte.

Wer aber der Geschichte jener Zeiten näher tritt, der weiß sehr wohl, daß das durchaus nicht den Tatsachen entspricht. Die Herrschaft der Langobarden hatte sich nicht nur auf das geschlossene oberitalienische Langobardenreich beschränkt, das zuletzt Desiderius beherrschte. Unter kluger Benutzung der langobardischen Beziehungen zu den Päpsten hatten die zähen und kraftvollen Germanen sich weit hinunter in den Süden des Landes ausgebreitet. Freilich konnte hier nicht von eigentlicher Siedelung in großem Stil die Rede sein. Dazu fehlten die Menschenmassen, die die langobardischen Herrscher aus militärischer Vorsicht in Oberitalien behielten. Es waren kühne Eroberer, jene langobardischen Großen, die mit ihren schwachen, aber den Eingeborenen an Eigenschaften nach jeder Richtung überlegenen Scharen die langobardischen Fürstentümer in Benevent, Capua und Salerno begründeten. Aber ihre erstaunlichste Dauerleistung vollbrachten sie nicht, solange sie im Norden Italiens den allerdings manchmal sehr unsicheren Halt an ihrem Stammeskönig besaßen, sondern erst, als dieser gefallen war. Es mag wohl zunächst niemanden im damaligen Italien gegeben haben, der nicht den isolierten langobardischen Kleinstaaten in Süditalien ein rasches, wenn nicht gar ruhmloses Ende voraussagte. Aber man unterschätzte germanische Festigkeit und auch germanisches Geschick. Verlassen von ihrem Stammesreich, bekämpft von den Franken und den Päpsten wie von Oströmern aus Byzanz und später auch den Sarazenen aus Sizilien, haben sie volle drei Jahrhunderte ihre Unabhängigkeit bewahrt. Aber nicht nur durch ihre Waffentaten machten sie ihre Lande berühmt. Das bewundernswürdigste Kulturzentrum der ärztlichen Wissenschaft im damaligen Europa, die medizinische Fakultät in Salerno, gehörte ihnen und lag auf ihrem Gebiet. Langobardische Fürsten förderten hier die Wissenschaft im Rahmen einer Hochschule, zu der die Studenten aus der ganzen damaligen Kulturwelt strömten. Eine sprechende Illustration zu dem Begriff der „rohen Germanen“, die erst in Italien lernten, was Kultur war.

Aber auch nach drei Jahrhunderten erlagen die langobardischen Fürstentümer keineswegs den Italienern. Sie wurden vielmehr in deren Schicksal dadurch verflochten, daß diese italienischen Staatengebilde in Neapel, in Apulien, Kalabrien und Sizilien ihrerseits einem anderen germanischen Angriff nicht standhielten, der von Norden kam: es waren die Normannen, die sich seit 1020 in Süditalien jenes Reich zimmerten, aus dem 1130 das Königreich Neapel hervorgehen sollte. Wenn diesen Normannen auch die

Reste des einstigen Langobardenreichs erlagen, so war das auch die Folge von Ereignissen, die um die Jahrtausendwende ihre Selbständigkeit geschwächt hatten. Die Vermählung Kaiser Ottos II. mit der Griechenfürstin Theophano hatte Ostrom ermöglicht, unter deutscher Duldung die Hand auf Unteritalien und damit auch auf das langobardische Salerno zu legen. Die deutschen Kaiser selber — so besonders nach den Ottonen Heinrich II. — aber bemächtigten sich der allerdings vorwiegend nominellen Herrschaft über Benevent und Capua. Und als Heinrich 1022 auch Salerno unterwerfen wollte, da unterstützten ihn im Kampf gegen die Griechen die unlängst in Apulien eingewanderten reißigen Normannen. So wurden die neuen Herrscher Unteritaliens mit ihrer künftigen Beute bekannt.

Diese Beute konnte sich damals dem Zugriff des Stärkeren auf die Dauer nicht mehr entziehen. Seit langem mußten die Langobarden die Überzeugung in sich aufnehmen, daß ihnen das Wichtigste abhanden gekommen war, dessen ein Herrenstamm im fremden Land bedarf, nämlich der völkische Nachwuchs. Es gab seit langem keine Langobarden mehr, die ihnen zuströmen konnten. Die kleine Zahl ihrer Fürsten und Herren vermochte trotz langer Inzucht, die Rasse nicht zu erhalten. Es drang immer mehr fremdes Blut ein. Und so konnte die gewaltige frische Kraft der völkisch ungebrochenen Normannen den Sieg und das Land an sich reißen.

Ghe wir in die Betrachtung der Denkmäler eintreten, die heute in den drei süditalienischen Städten als einzige Reste von der einstigen Langobardenherrschaft zeugen, sei noch ein Wort dem welthistorischen Hintergrund gewidmet, von dem sich auch diese Episode des sturmvollem Eindringens der Germanen in die Gefilde des Römischen Reiches abhebt. Es ist die Tragik des Langobardenvolkes gewesen, daß es erst verhältnismäßig spät, im 6. Jahrhundert, nach Italien gelangt, zwar das erste Ziel erreichte, bei dem zweiten und größeren aber verständnislos versagte. Was vom Beginn der Völkerwanderung an die Germanen nach dem Süden geführt hatte, war der Wunsch nach Siedlungsland. Man erinnere sich daran, daß schon ein Jahrhundert vor Christus die Zimbern und Teutonen das in dem gescheiterten Versuch friedlicher Verhandlungen mit den Römern hervorhoben. Solange das weströmische Reich bestand, konnte es sich also nur darum handeln, ob und in welcher Form es gelingen könne, die Anwesenheit sesshaft werdender Germanenstämme mit der Souveränität des Reiches zu vereinigen.

Man weiß, daß die Aufgabe scheiterte, weil lebensvolle Kraft nur mehr auf der Seite derer vorhanden war, die die ererbte Souveränität eben nicht besaßen, und so erlag im 5. Jahrhundert das Reich den ununterbrochenen Angriffen der Germanen auf seinen Bestand. Es erhob sich nun die Preisfrage, wem es gelingen werde, ein neues Reich zu schaffen, denn an eine

dauernde Behauptung Italiens durch Ostrom hat niemand zu glauben vermocht. An dieser Aufgabe mußten die Ostgoten scheitern, weil sie nach dem Tode Theoderichs keine genügend staatsbildenden Elemente besaßen und durch die ausschließliche Inanspruchnahme der Westgoten in Spanien dieser stammesbrüderlichen Hilfe beraubt waren. Nächste ihnen hat die Weltgeschichte den Langobarden die große Aufgabe gestellt, aber sie haben sie im Gegensatz zu den Goten nicht lösen wollen, weil sie sie nicht erfaßt hatten. Die Vorbedingungen dafür waren vorhanden. Ein festgefügtes Stammesreich in Oberitalien, das zwei Jahrhunderte überdauern sollte. Darüber hinaus ein erfolgreicher Vorstoß in den italienischen Süden mit der Eroberung der drei Fürstentümer. Die geschichtliche Bedeutung dieser stets zu wenig beachteten Langobardenherrschaft in Süditalien hätte nun gerade darin liegen müssen, daß sich durch sie die Beseitigung der Reste der Griechenherrschaft in Neapel und Apulien erreichen ließ. Dann aber war schon fünf Jahrhunderte früher die Lage gegeben, die die Erwerbung Süditaliens durch die Staufer schaffen sollte, nämlich die Umklammerung der Papstherrschaft durch dasselbe Reich von Süden und von Norden, aber mit einem welthistorisch sich auswirkenden Unterschied: Im 13. Jahrhundert hatte das Papsttum nach Gregor VII. und Innozenz III. die äußere und innere Macht erlangt, die ihm gestattete, über die Staufer zu siegen. Im 7. Jahrhundert besaß es diese Macht noch nicht. Und deshalb hätten die Langobarden erreichen können, was dann im Jahre 800 Karl dem Großen und den Franken gelang.

Nichts aber beweist besser die Lebensfähigkeit der langobardischen Staatsengründung als die erfolgreiche Zähigkeit, mit der sich die Langobarden im Süden trotz ihrer tragischen Isolierung noch drei Jahrhunderte zu halten vermochten, auch nachdem der große welthistorische Augenblick für ihren Stamm unwiderbringlich verloren war.

Dieses Land bestand nun damals noch aus drei Fürstentümern, die wiederum in der Hauptsache sich um die drei Hauptstädte lagerten: Salerno, Benevent und Capua. Und wenn wir heute die Spuren der Langobarden in Süditalien suchen, so sind es diese drei Städte, an die wir uns halten müssen. Reich an historischen Erinnerungen und umweht von dem Hauch einer zweitausendjährigen Vergangenheit führen sie heute trotzdem alle drei das Dasein stiller Provinzorte. Bei dem in der Nachkriegszeit so stark gewachsenen Herdentrieb der Italienreisenden, die das Pauschalssystem bevorzugen und nur selten mit eigenen Absichten vom Wege abweichen, lernen nur sehr wenige Fremde die einstigen Langobardenstädte kennen. Und doch sind sie leicht erreichbar. Salerno an der großen Bahnlinie, die von Neapel nach Kalabrien und Sizilien führt, wird von allen berührt, die außerdem



Der Langobarden-Herzog Arechis von Benevent als Bauherr

Nach einer Miniatur in der Chronik des Sophienklosters zu Benevent im Vatikanischen Archiv,
Rom (Cod. Vat. Lat. 4939)

Paestum besuchen, aber nur wenige von den zahlreichen Automobilen halten in der Stadt länger, als zu einem flüchtigen Besuch des Doms gehört. Capua hat auch seine letzten Fremden verloren, seit 1927 die neue Schnellbahn Rom-Neapel den Verkehr zwischen den beiden Städten von der Linie über Cassino und Capua fortlenkte. Und Benevent endlich hat von jeher abseits der Reiserouten gelegen wie fast ganz Apulien, zu dem es die Eingangspforte bildet, obwohl heute mit der neuen elektrischen Schnellbahn Benevent von Neapel in wenig mehr als einer Stunde erreichbar ist.

Dazu kommt nun allerdings, daß, wer den Spuren der Langobarden in den drei Städten nachgeht, darauf gefaßt sein muß, keine Bauten ersten Ranges zu finden. Zu diesen haben die germanischen Fürsten im italienischen Süden drei Jahrhunderte lang, sich selber überlassen, weder Macht noch Mittel gehabt, und außerdem sind in einem Jahrtausend zu viel wechselvolle Schicksale über ihren einstigen Besitz dahingegangen. Auf die Normannen folgten in ganz Süditalien deutsche Staufer und französische Anjou, spanische Aragonesen und österreichische Habsburger, endlich Bourbonen, Napoleondynastie und dann nach mehr als tausendjähriger Fremdherrschaft 1861 das italienische Einheitskönigreich. Jede Epoche und jede Dynastie hat zerstört und gebaut. Historischer Sinn ist ihnen desto mehr abgegangen, je „moderner“ sie wurden. Das barocke 18. Jahrhundert, das in der Basilika von Santa Chiara in Neapel Giottos Fresken mit Kalk bewarf, hat auch anderswo gewütet. Also nur liebevollem Nachgehen bieten sich noch die Erinnerungen an die Langobarden.

Salerno war damals nicht nur Hauptstadt eines Fürstentums, sondern auch durch seine medizinische Fakultät als Kulturzentrum weltberühmt. Als Robert Guiscard sich anschickte, Salerno zu erobern, begründete er das dem letzten Langobardenfürsten Gisulf II., seinem Schwager, ausdrücklich mit der Notwendigkeit ein solches Zentrum als Hauptstadt des neuen Normannenstaates zu gewinnen. Und Gisulf erlag nach tapferer Gegenwehr.

Aus dem langobardischen Salerno tritt uns bei einem Besuch noch heute als hauptsächlichster Bauherr der Langobardenfürst Arechis entgegen, der im 8. Jahrhundert lebte. Er war der Herrscher des kleinen Staates, als Karl der Große das langobardische Mutterreich in Oberitalien zerstörte. Arechis erlag ebensowenig wie seine Landsleute in Benevent und Capua der Versuchung, sich um jeden Preis zum Rächer des entthronten Desiderius in Pavia zu machen. So gelang es klugem Lavieren, die Franken auf die Dauer Unteritalien fernzuhalten. Statt dessen hat aber Arechis für alle künftigen Fälle Salerno befestigt. So entstand die Burg, deren Reste noch heute die Stadt überragen und in deren Mauern dann 1077 Fürst Gisulf

seinen letzten Kampf ausfocht. Sie ist von Arechis nicht aus dem Nichts erschaffen worden, denn der zweihundertfünfundsiebzig Meter über den Golf aufragende Burgberg trug schon im Altertum die Arx der Römer. Die Langobarden erweiterten den Bau, die Normannen verstärkten ihn noch. Dagegen geriet er unter den Staufern in Verfall, für die Salerno keine militärische Bedeutung hatte. Wer heute den steilen, steinüberfähten Fußpfad nicht scheut, der wird durch eine zauberhafte Aussicht auf die Gölse von Salerno und Amalfi belohnt. Die wuchtigen Mauerreste der Burg Arechis bieten dann schattigen Schutz vor der südlichen Sonne. Unterhalb der Burg hat sich auf halbem Wege noch ein Kirchlein, San Lorenzo, erhalten, das aus dem 9. Jahrhundert, also auch aus der Langobardenzeit stammt.

Auch in der Stadt selber hat Arechis gebaut. Von seinem Palast sind noch zwei Tore und eine Säule erhalten. Der Arco Arechi, wie man noch heute den Torbogen nennt, führt zu einer kleinen Kirche, der Basilichetta del Crocefisso, die wohl ursprünglich Arechis Palastkapelle war. Jedenfalls war hier vom 8. bis 10. Jahrhundert der Regierungssitz der langobardischen Fürsten. Erst mit dem Beginn der Normanneneinfälle von 1040 scheinen sie sich auf die Burg konzentriert zu haben.

Noch zwei Tore von Salerno erinnern an andere Langobardenfürsten, das Tor des Kateprand und das Tor des Katesi, beides wehrhafte Stadttore des alten Salerno. Ebenfalls aus jener Zeit stammen die kleine Basilika des heiligen Alfonso und vor allem das Portal des berühmten Domes. Dieser ist ein Neubau von Robert Guiscard aus den Jahren 1075 bis 1086. Gewissermaßen der bauliche Beginn der normannischen Herrschaft, ein beabsichtigter augenfälliger Beweis, daß die neuen Herren der Stadt alles Interesse widmen wollten. Zur Langobardenzeit stand hier eine Klosterkirche San Lazzaro, in deren anstoßenden Klosterhöfen die medizinische Fakultät untergebracht war. Das heutige romanische Dompportal war das langobardische Portal der Klosterkirche, das dann die Erbauer in ihr Werk einbezogen haben.

So dürftig also eigentlich die Baureste in Salerno sind, so entlassen sie doch den deutschen Besucher mit dem unverkennbaren Eindruck germanischer Erinnerungen an die einstige Stadt der Gisulf und Arechis, Kateprand und Katesi.

Was es im frühen Mittelalter bedeutete, ob eine Stadt wie Salerno abseits der Heerstraßen oder wie Capua an den großen Heerstraßen lag, das kann jeder Besuch solcher Städte lehren. Das antike Capua wurde 856 nach Christi Geburt von seinen Bewohnern verlassen, die das heutige gründeten. Das war also schon mitten in der Zeit der Langobardenherrschaft in

Süditalien. Für die heutige Stadt also hat diese Herrschaft knapp zwei Jahrhunderte gedauert. Und ununterbrochen hat sich die Stadt gegen Sarazenen, Byzantiner und zuletzt Normannen verteidigen müssen. Für die häufigen Zerstörungen kommt aber natürlich auch die spätere Zeit in Betracht. Außer der fast völligen Vernichtung Capuas und seiner Einwohner durch Cäsar Borgia 1501, hatte Capua schon vorher 1421 und 1437 und nachher 1707, 1734, 1799, 1806 und 1860 Belagerungen und Kämpfe zu bestehen. Nimmt man dazu die bis vor wenigen Jahrzehnten geringe Ob Sorge für altertümliche Reste, so erklärt sich voll auf das geringe Ergebnis, wenn man die Stadt nach Resten der Langobardenherrschaft durchstreift.

Sie finden sich eigentlich nur mehr an einer einzigen Stelle, die auch den Namen Via Principi Langobardi führt. Dieser Name stammt von der Auffindung eines kleinen alten Friedhofs im Hof, der zwei kleine Kirchen verbindet. Im Jahr 960 stiftete die Langobardenfürstin Adelgrima hier zwei Kirchen, die sich zweifellos an ihre Hofhaltung baulich anschlossen und daher beide den Zusatz „in Corte“ führen. Seit 1928 hat man diese Baulichkeiten aus dem Gewirr schmutziger Gassen herauszuschälen sich bemüht. Von der Kirche San Giovanni in Corte stammen aus der Langobardenzeit mit Sicherheit nur zwei Bogen der Sakristei, gestützt auf Säulen mit schönem romanischem Kapitell. San Salvatore in Corte hat hingegen das Portal aus dem Ende des ersten Jahrtausends bewahrt, und es ist nicht ausgeschlossen, daß die vorsichtigen und langsamen Restaurierungsarbeiten noch Reste auch im Inneren der Kirche zutage fördern. In einem kleinen Hof, der heute von San Giovanni aus zugänglich ist, wurden die Langobardenfürsten der Zeit begraben. Es sind vier Grabsteine erhalten: zwei mit schwergerüsteten Männergestalten, zwei mit Frauen, von denen eine wohl die Stifterin Adelgrima ist. So wahren sie dort nach einem weiteren Jahrtausend die Erinnerung an die germanische Zeit.

Einen anderen Charakter endlich trägt ein Besuch in der dritten, zugleich der ältesten und mächtigsten Langobardenstadt im italienischen Süden Benevent. Es ist, wenn man aus Capua kommt, Tag und Nacht. Capua, die Kleinstadt mit finsternen Gassen und an die Festungszeit gemahnenden Wällen und Gräben. Benevent die helle, modern wirkende Provinzhauptstadt in blühender Ebene im Kranz grüner Berge. Das neue Benevent hat sich neben dem alten ausgedehnt und daher stört die Entwicklung die Erinnerung an die Vergangenheit nicht. Was die Langobardenperiode betrifft, so wird diese Vergangenheit in erster Linie gekennzeichnet durch die Überreste der langobardischen Stadtmauern. Es haben sich außer verstreuten Mauerresten zwei der alten Wehrtürme erhalten, die Torre de Simone und die Torre della



Das alte Hauptportal des Domes in Salerno



Die Torre della Catena in Benevent

Catena. Auch hier treffen wir als Bauherrn den uns schon von Salerno bekannten Herzog Arechis, der dann von Benevent 758 bis 787 seine Herrschaft über die anderen Gebiete des Südens ausdehnte, soweit sie nicht unter griechischer Herrschaft standen. Von seinen Vorgängern — der erste Herzog war Zotto (571 bis 591) — ist uns nichts erhalten. Unter seinen Nachfolgern ragen die Fürsten Nodelgisel und Siconolf hervor. Der letzte Herzog, der 1033 den Normannen erlag, war Landolf V.

Unter den langobardischen Bauresten ist einer, der für den Deutschen eine besondere Erinnerung darstellt, die aus der Langobardenzzeit in die Tragödie der Staufer übergreift. Benevent liegt an dem kleinen Fluß Calore, ihn überbrückten die Langobarden mit dem Ponte della Maurella in der unmittelbaren Nähe der Stadt. Aber diese Brücke zog am 26. Februar 1266 hochgemut König Manfred, sich Karl von Anjou zur Schlacht zu stellen. Er



Im Kreuzgang des ehemaligen Benediktinerinnenklosters Santa Sofia zu Benevent

verlor Schlacht, Thron und Leben. Bei der Brücke der Langobarden begruben ihn die Seinen, kaum daß sie das Stadtgebiet wieder erreicht hatten, nachdem es ihnen nach acht Tagen gelungen war, seine Leiche unter einem Haufen Erschlagener zu finden. Es ist das Grabmal in co del ponte presso a Benevento, dem Dante zweiundvierzig Verse im dritten Gesang des Purgatorio widmet. Dort spricht er auch von jenem Erzbischof von Cosenza, der im Auftrag des Papstes die Gebeine Manfreds dort an der Brücke ausgraben ließ und in den Liris warf. Heute also ist der Rest des Ponte della Maurella keine staufische, sondern nur mehr eine langobardische Erinnerung.

Die hauptsächlichsten Bauwerke, die sich aus jener Frühzeit in Benevent erhalten haben, sind die Kathedrale und die Kirche der heiligen Sofia. Bei

dieser letzteren stoßen wir wieder als Bauherrn auf den Fürsten Arechis, dessen Schwester Gariperga in den Benediktinerorden eingetreten war. Der Bruder baute der Abtissin von S. Sofia Kirche und Kloster im Jahre 760. Das Kloster hatte großen Ruf. Als Paulus Diaconus, der Geschichtsschreiber der Langobarden, in Benevent weilte, war er Garipergas Gast im Kloster. Leider ist von dem ursprünglichen Bau seit dem furchtbaren Erdbeben von 1668 nicht mehr viel übrig.

Tief in die Langobardenzeit hinein reicht hingegen der Dom San Martino, den schon im 7. Jahrhundert ein Bischof namens David errichtete und der Langobardenfürst Sicon im 9. Jahrhundert umbauen ließ. Die Normannen fügten dann zwei Schiffe hinzu, die Staufer errichteten die heutige Fassade. Dabei zerstörten sie eine Vorhalle der langobardischen Kathedrale und die Gräber, die rings umher in dieser Vorhalle lagen. Sie retteten aber die langobardischen Grabinschriften und mauerten sie in die neue Fassade ein.

Sehr wichtig für die Kenntnis der Zeit sind die reichen Pergamenturkunden in der Bibliothek des Domkapitels, die fast alle Jahrhunderte der Langobardenherrschaft vertreten und in der besonderen sogenannten beneventanischen Schrift verfaßt sind.

So ist also in keiner Weise hier im italienischen Süden die Erinnerung an jene germanische Frühzeit geschwunden. Mag man auch später beim Begriff „Tedeschi“ vorwiegend an das Stauferreich und viel später an die Habsburger gedacht haben, die Langobarden blieben doch die ersten, die nach dem Untergang der spurlos verschwundenen Goten germanische Kraft und auch germanische Herrschergabe in den sonnenstrahlenden Gefilden Campaniens entfaltet haben.



An der unzählige Male umgebauten Kirche S. Sofia in Benevent erinnert nur noch das auch von außen sichtbare, innen von Säulen getragene überhöhte Sechseck in der Mitte an die Langobardenzeit

Phot.: Archivbild (1), Enit (4), Biblioteca Hertziana (1)



(Archivbild)

Friedrich Lange

Vorkämpfer und Verfechter des reinen Deutschtums

VON FRIEDRICH DÜSEL

Wann hätte ein Journalist der alten Generation den Weg zu seinem Berufe jemals anders als gegen den Rat und Willen seiner Familie gefunden? Auch Friedrich Lange, dem am 10. Januar 1852 geborenen Sohn einer Goslarer Handwerkerfamilie, ist es nicht besser ergangen. Studieren — ja, auch Philosophie und Geschichte, wohin den Achtzehnjährigen die historischen Erinnerungen der alten Kaiserstadt und die Erlebnisse der Jahre 1864 und 1866 riefen, aber doch für das Staatsexamen und den Lehrerberuf! In den Krieg gegen Frankreich hatte er seiner schwächlichen Gesundheit wegen nicht mitziehen dürfen. So mochte er einstweilen in der Göttinger Burschenschaft weiter den Stimmen nationaler Begeisterung lauschen und

sich von dem „pergamentenen Beigeschmack“ der Altertumswissenschaft, wie sie damals auf der Georgia Augusta betrieben wurde, sein trostiges, aufs Lebendige und Gegenwärtige gerichtetes Deutschgefühl stärken lassen.

Übergroße Ehrfurcht vor der gelehrten Wissenschaft hat der 1873 zum Dr. phil. Promovierte von der Göttinger Universität nicht mitgenommen. Auch der unter seinen Lehrern allein geschätzte Hermann Lohse vermochte mit seinem philosophischen Bemühen um eine Versöhnung des Glaubens mit der Erscheinungswelt den eigenwilligen Schüler nur zu der „Freiheit“ anzuleiten, daß er alsbald aller Philosophie den Rücken kehrte, um dafür um so entschlossener den Willen zur Tat, zur Tätigkeit für die Gesamttheit in sich aufzunehmen.

Ein wenig von dieser inneren Befriedigung mochte der Gymnasiallehrer in Wolfenbüttel und später in Hamburg wohl spüren, wenn er zwei Jahre lang junge Menschenkinder erzog und bildete, aber den Lehrtechniker und Lehrbeamten, den das Reglement von ihm forderte, konnte er sich nicht abzwängen. Seine Arbeit mußte freier, seine Wirksamkeit unmittelbarer und weiter sein. Also zur Presse, zur Zeitung, wozu auch schon bekundete schriftstellerische Begabung ermunterte! Das war in den Augen der Verwandten natürlich ein „Abstieg“, für ihn selber aber die Gewißheit, daß er seinen Beruf nicht verfehlt, sondern gefunden hatte. Ja, mit Genugtuung spürte er schon während der fünf Jahre am „Braunschweiger Tageblatt“, wie dieser Beruf ihm ein Werkzeug in die Hand gab, mit dem sich ins Ganze und für das Ganze wirken ließ.

Der Kreis seiner journalistischen Tätigkeit erweiterte sich beträchtlich, als der Dreißigjährige in die Schriftleitung der Berliner „Täglichen Rundschau“ eintrat. Daß sich dieses kurz zuvor gegründete, auf rosa Papier gedruckte Blatt in seinem Untertitel als „Zeitung für Nichtpolitiker“ bezeichnete, störte ihn zunächst nicht. Es hatte sich dadurch in einer Zeit rat- und ziellosen Parteizwistes raschen Erfolg geschaffen, es räumte mit seiner Haltung fort, was Lange in Braunschweig als Hemmnis seiner Feder empfunden hatte: die dumpfe Engigkeit eines kleinen Bundesstaates und den törichtten Kraftverbrauch um einen Zoll mehr links oder rechts, es kam auch wohl Langes damals noch regem dichterischem Ehrgeiz entgegen, beschäftigten ihn doch ein humoristischer Roman („Harte Köpfe“), ein Epos („Lothar“) und ein soziales Drama („Der Nächste“). Aber auf die Dauer vertrug sich solche Betonung des Unpolitischen mit dem Wesen der Tageszeitung nicht. Es stellten sich Zeichen der Ermüdung ein. So reifte der Entschluß, die mittlerweile etwas reizlos gewordene „nichtpolitische Morgensuppe“ durch „Zukunft“ aufzufrischen, ernsthafter gesprochen: die Zeitung zu einem „Organ für nationale Politik“ zu machen. Dafür bot sich gerade damals das

Thema der Kolonialpolitik sozusagen von selbst dar, war sie doch eben, dank dem 1882 gegründeten Deutschen Kolonialverein, im Begriff, flügge zu werden.

Damit hatte Lange eine Kampfbahn, in der er nach Lust und Neigung für feste nationale Ziele wirken konnte. Er tat es mit unermüdlichem Eifer in Berichten, Aufsätzen und Ansprachen, die erst das Herz, dann auch den Geldbeutel der Leser für tätige deutsche Kolonisation zu gewinnen wußten. Der größere Teil der Summe von 17000 Mark, mit der, nach Überwindung geradezu grotesker Schwierigkeiten, durch die von Dr. Karl Peters, Dr. Jühlke und Graf Joachim Pfeil geleitete Expedition der „Gesellschaft für deutsche Kolonisation“ im Hinterland von Sansibar Ende 1884 die ersten 2500 Geviertmeilen ostafrikanischen Gebietes in deutschen Besitz kamen, war aus dem Leserkreise der „Täglichen Rundschau“ geflossen — auf Nimmerwiedersehen für den Fall des Mißlingens, gegen reichlich bemessenen Landanteil im Falle des Erfolges. Nun, der Erfolg, sogar durch einen kaiserlichen Schutzbrief bekräftigt, war da, mit ihm aber auch ein Rattenkönig neuer Anfeindungen, Mißhelligkeiten und Zerwürfnisse innerhalb der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft selbst, die als Trägerin der in Afrika erworbenen Rechte gegründet worden war. Die Freundschaft Lange-Peters ging darüber in die Brüche; Lange selbst zog sich schon Ende 1885 von der Sache zurück. Freilich nicht, ohne weiter — oft mit recht spitzer Feder — für seinen geistigen Anteil an dem kühnen Unternehmen zu streiten, aber zufrieden, daß der ideale Hauptzweck erreicht schien, nämlich den politischen Gesichtskreis der Deutschen durch diesen tatkräftigen Hinweis auf koloniale Arbeit zu weiten.

Den letzten, leider sehr ins Persönliche entglittenen Akt der Langeschen Kolonialpolitik erlebten wir jungen Mitarbeiter an seiner „Deutschen Zeitung“ aus nächster Nähe, als Lange im Herbst 1896 seinen ehemaligen Freund Dr. Peters in einem Leitartikel als „Reisläufer“ ansprach, der fähig sein könnte, im Groll gegen sein Vaterland den Coriolan zu spielen, das heißt, seine von Deutschland verschmähte Kraft den Engländern anzubieten. Es kam zu einer Gerichtsverhandlung, die auf einen lahmen Vergleich hinauslief. Ritterlicher beendete Lange selbst den Zusammenstoß durch die freiwillige Ehrenerklärung, die er für den alten Kampfgenossen acht Jahre später in seinen Kolonialpolitischen Erinnerungen ablegte. Im übrigen fand seine Wachsamkeit an dem System Kayser-Scharlach, ja ganz allgemein an dem schwerfälligen Geist des preußisch-deutschen Beamten- und Militärstaates, dem „wirklich Schuldigen“, Angriffsflächen genug, seinen zornigen Eifer für unsre Kolonialbestrebungen so bald nicht erkalten zu lassen.

Freilich, an dem kolonialen Thema zum einseitigen Spezialisten zu werden, davor hütete er sich. Wenn einer, so hielt er geraden Kurs in Gesinnung und

Meinung, aber sein Schiff ließ es sich nicht nehmen, je nach der Zeitströmung verschiedene Küsten anzulaufen. Seine nationale Tatlust und sein journalistischer Sinn waren wendig genug, nach der Enttäuschung mit der Ostafrikanischen Gesellschaft alsbald ein neues Thema zu ergreifen: die Reform des höheren Schulwesens. Die Abwehrstellung gegen die Vorherrschaft der klassischen Bildung hatte er schon von der Universität mitgebracht; inzwischen war er zu dem realen Gedanken geführt worden, daß eine neue Schule geschaffen werden müsse, die eine gründliche Umwertung unsers bisherigen Bildungsbegriffes ins Nationale und Naturwissenschaftliche bewirke. All das hitzige Für und Wider, das sich bei der Verfolgung dieses Zieles ergab — auch innerhalb des 1889 von Lange mitbegründeten Vereins der Schulreform — braucht uns heute nicht mehr zu beschäftigen; geschichts- und gegenwartswichtig, zugleich bezeichnend für Langes Deutschumsauffassung, bleibt die Kernidee einer lateinlosen sechsklassigen Grundschule, durch die auch eine soziale Gesundung erzielt werden sollte.

An dritter Stelle unter Langes Versuchen größeren Stils, über das gedruckte Wort hinaus den Deutschgedanken zu einer führenden und schaffenden Kraft zu machen, steht die Begründung des Deutschbundes (1894). Daß dieser Bund, wenn auch nur mit bescheidener Mitgliederzahl, heute noch lebt, verdankt er wohl der Tatsache, daß er mit Dreingabe des Menschlichen und Persönlichen am innerlichsten und geistigsten angelegt war: als „Probe einer Gemeinschaft von Menschen“, die sich in deutsch-nationaler Welt- und Lebensanschauung freundschaftlich zusammengefunden und sie in sich nach vielen Seiten durchgearbeitet haben. Hier sollte einmal mehr im Stillen als im Lauten gewirkt, innere Kräfte sollten geweckt und gestärkt, von jedem Mitgliede sollte sein Tiefstes und Bestes gefordert werden — alles im Namen und zum Heile des Deutschums des reinen Deutschums, denn jüdisches Blut wurde als volksschädlich abgewehrt, nicht mit Gewalt und Lärm, sondern mit kalter Gelassenheit, still, aber beharrlich. Das glaubte man von den Mißerfolgen des damaligen Partei=Antisemitismus lernen zu können, ebenso wie von einer sich pharisäerhaft gebärdenden Deutschtümelei die Abwehr aller Sitten- und Splitterirrtümelei.

Innerhalb dieser Deutschgemeinde nun verfocht Lange als Bundeswart sein nationales Wirtschaftssystem, das von einer planmäßigen Stärkung und Sammlung des volkstumsbewußten gewerblichen Mittelstandes ausging; hier, auf den alljährlichen Hermannsfesten — vor dem Kaiserhause zu Goslar, auf der Rudelsburg, dem Kyffhäuser und an andern Gedenkstätten — hielt er seine aufrüttelnden vaterländischen Erbauungsreden. In der Folgezeit erwies sich allerdings immer deutlicher, daß innerhalb des Bundes nur die geistigen Aufgaben tiefer aufgegriffen wurden und auch die nur im

persönlichen und örtlichen Rahmen. So beschied man sich, als die politische Energie zur Behandlung der Massen versagte, mit einer durch Umfrage entstandenen Zusammenstellung der fünfzig besten Deutschschriften, gab ein Verzeichnis deutscher Ortsnamen in Österreich-Ungarn heraus, um vom Reiche her die Zwangstaufen der Magyaren, Tschechen und Polen an deutschen Ortsnamen zu durchkreuzen, unterstützte die von Dr. Langhans entworfenen Karten über die Verbreitung des Deutschtums auf der Erde und sprang auch sonst manchem nationalen Bemühen zu Hilfe.

Bald nach Gründung des Deutschbundes hatte sich Langes journalistische Stellung entscheidend geändert. Seit er im Jahre 1884 für die nationalpolitische Führung der „Täglichen Rundschau“ freiere Hand bekommen hatte, war sie immer mehr Ausdruck seiner eigensten Persönlichkeit geworden. Das mochte einem Verleger, der sich als „Besitzer“ des Blattes fühlte, auf die Dauer nicht behagen. So begannen für Lange, zumal nach dem Tode seines alten Verlegers Brigl (Ende 1892), die kritischen Tage an der ihm so lieb gewordenen Wirkungsstätte. „Es kam ein neuer Pharao auf in Ägypten, der wußte nichts von Joseph“ . . . Man ließ ihn noch die „Volksrundschau“ aufbauen, ein billigeres und populäreres Blatt desselben Verlages, das auch den kleinen Mann für die Deutschbewegung gewinnen sollte — dann, nach vierzehnjähriger Arbeit, bekam er, kurz vor Schluß des Jahres 1895, seinen Abschied „nach Art eines abgelohnten Handlangers“, wie er mit begreiflicher Bitterkeit sagte.

Doch der eben erst Vierundvierzigjährige war nicht gesonnen, sich schon aufs Faulbett zu strecken. Sobald sich ihm — durch ein großherziges Anerbieten des Freiherrn Georg von Stöfel und das tatwillige Vertrauen des jungen Deutschbundes — die Mittel dazu boten, faßte er den Plan für eine neue nationale Zeitungsgründung, und schon am 1. April 1896, an Bismarcks 81. Geburtstag, erschien die erste Nummer der „Deutschen Zeitung“.

Es war gewiß das gute Recht dieses „Unabhängigen Tageblattes für nationale Politik“, sich die Form zu geben oder zu nehmen, die zuletzt die „Tägliche Rundschau“ gewonnen hatte — auch mit der täglichen vierseitigen Unterhaltungsbeilage, die, zunächst unter Lienhards Leitung, gleich auf einen bemerkenswert hohen Stand gebracht wurde. Aber mit dieser anspruchsvollen Gestaltung lud sich der Herausgeber eine geschäftliche Sorge auf, die hinfort kaum von ihm wich und in Zeiten besonderer Bedrängnis, wie namentlich im Frühjahr 1899, schier Unmenschliches von ihm verlangte. Wenn wir jungen Mitarbeiter den untersehten, stämmig gebauten Mann mit der hohen Stirn und den umbuschten feurigen Augen dann morgens willensmutig gestrafft federnden Schrittes in die Redaktionsstuben treten sahen, so schüttelten wir wohl den Kopf über das, was er unsrer Spannkraft

an täglicher Leistung zumutete — und wußten nicht, daß er nach schlafloser Nacht eine hundertmal schwerere Last in den Tag hineinrug als wir! Manchmal wollte sich die Sorge wohl gar auch bei uns einnisten. Dann sprang Friß Lienhard (Friß schrieb er sich damals noch) auf den Tisch, ließ sich das in der Schublade verborgene Waldhorn reichen und schmetterte eine elsässische Heimatmelodie durch die Räume. Das Kopfschütteln ging dann wohl auf unsern Herrn Herausgeber über, aber die Falten auf seiner Stirne fingen doch an, sich zu glätten.

Was Lange mit Hilfe eines kleinen Stabes gesinnungsfester Schriftleiter und sorgfältig geseibter Mitarbeiter in seiner „Deutschen Zeitung“ vertrat und verfocht, unterschied sich in der Haltung nicht wesentlich von der „Täglichen Rundschau“, wie sie sich unter ihm zuletzt ausgebildet hatte. Nur daß Strategie und Taktik hinfort noch entschiedener und einheitlicher wurden — im politischen und feuilletonistischen Teil der Zeitung, denn das gehörte mit zu ihrem Charakter, daß beide, im Gegensatz zu der Hauptmasse der damaligen deutschen Presse, an einem Strange zogen und zum selben Ziele strebten.

Nach wie vor blieb für Lange das Nationalitätsprinzip der leitende Gedanke aller Politik, die innere Erneuerung des deutschen Volkstums die Hauptaufgabe als Folge und notwendige Ergänzung des äußeren von Bismarck geleisteten, aber nicht zu Ende geführten Einigungswerkes. Kampf bis aufs Messer dem morbus internationalitatis, dieser „partiellen“ Lähmung des Nationalbewußtseins; ein handfester deutscher Egoismus bei all unsern politischen Handlungen, auf daß die Deutschen sich bei allem, was geschieht, am wohlsten, die andern sich unbehaglich fühlen! Deutsch ist tätige Lebensfreude, edle Selbstbestimmung zum Guten, Gelassenheit in Leben und Sterben; deutsch heißt arbeiten, ordnen, etwas ausrichten und es am Ende auf die Kinder vererben: über uns allein als Richter der eingeborene Idealismus unsers Volkstums! Doch wie das Nationalbewußtsein sich vor Überspannung hüten und stets nach Vertiefung ringen muß, so soll das Volkstum sich wohl in sich selber ungeschmälert und ungestört erhalten, sich aber nicht anderm Volkstum mit willkürlichen Forderungen aufzwingen — sonst entartet es zum Chauvinismus. Auch darf das Nationalbewußtsein nie den Blick auf das Ewig-Menschliche verlieren, denn der letzte Wert einer Nationalität kann nur nach dem gemessen werden, was sie zur Förderung der ganzen Menschheit beigetragen hat.

So hoch Lange den nationalen Gedanken stellte, so wenig konnte er es für Gewinn halten, wenn allmählich das Individuelle von dem Generellen, möge man es Gesellschaft, Staat, Volk oder Nation nennen, völlig überwaschen und aufgelöst würde. Im Gegenteil, er anerkannte im geordneten Zusammenleben der Menschen viele Gebiete höchster Interessen, von der

Religion bis zur Politik, auf denen die Persönlichkeit das Schöpferische, die Allgemeinheit nur der Stoff ist, der von der schöpferischen Kraft erst Leben und Gestalt erhält. Persönlichkeit macht den guten Lehrer, Persönlichkeit adelt die Kunst, Persönlichkeit schützt gegen Ordens- und Titelsucht, gegen Überschätzung von Uniform, Beamtentum und Bürokratie, dieses bedenkliche Erbtum des alten Preußenstaates. Lernt vor allem die Persönlichkeit des andern dulden, sonst droht uns nur Chinesentum! „Duldung ist und bleibt der tiefste ethische Nutzen alles menschlichen Verkehrs.“

Am wenigsten, meinte Lange, ließe sich dies Bollwerk der Persönlichkeit im Abwehrkampf gegen die Sozialdemokratie entbehren. Dabei trennte er Sozialdemokratie scharf von sozialer Bewegung. Deren ideale Forderungen wußte er als Zuwachs unsrer nationalen Kraft wohl zu würdigen. Jedem Arbeiter um der Arbeit willen den menschlichen und gesellschaftlichen Vollwert zu sichern, wäre das nicht geradezu eine Wiedergeburt unsers nationalen Lebens? Und läßt sich nicht schon erkennen, daß der Sozialismus ganz allmählich und verschwiegen zu einer Herzenssache des deutschen Volkes geworden, die deutsche Sittlichkeit zum Bewußtsein ihrer selbst gekommen ist?

Was unerschütterlich in ihm feststand und mit den Jahren immer unbedingter wurde, war seine Überzeugung von dem geistigen und politischen Vorrang der germanischen Rasse. Obgleich er, nach dem bescheidenen Stande der Rassenforschung zu Ende des Jahrhunderts, daran zweifelte, daß wir auf anthropologischem Wege jemals dahin gelangen würden, das Inventarium des reinen Deutschtums aufzustellen, trug er kein Bedenken, das Erbteil der Art, unser Blut, für den einzigen wahren und unbeschränkten Souverän unsers Lebens, nicht nur des körperlichen, sondern auch des geistigen, sittlichen und religiösen, zu erklären.

Damit steht er vor der Judenfrage, die, als er sie zuerst aufgriff, auch für die Rechtspresse noch ein heißes Eisen war und erst aus den religiösen und humanitären Bemäntelungen herausgeschält werden mußte, um als Rassenangelegenheit begriffen zu werden. Er behandelte sie als „Charakterfrage“ ohne Haß, mit kühlem Maß des Notwendigen und Erträglichen, in betontem Abstand von jeder demagogischen Heße, ja sogar mit ausgesprochener Achtung vor dem politischen Volk des Alten Testaments. Er sah sie allein von der Empore seines deutschen Volkes, als ein Element, und „keineswegs das wichtigste“, einer viel weiter und höher greifenden nationalen Weltanschauung und Politik.

Die Rassenbewahrung und der Schutz des deutschen Blutes führen den Vorkämpfer des reinen Deutschtums zu den Fragen der Volksgesundheit und der Eheüberwachung. Hat es noch Sinn und Verstand, fragt er sich, wenn wir durch kein Gesetz der Abwehr gesundes Blut vor ungesundem behüten,

sondern dem Siechen, dem Entnervten, ja dem offenkundig Verseuchten gestatten, im ehelichen Bunde Kinder zu zeugen, ihnen selber zur Qual für ein im Mutterchoße bereits verstümmeltes Leben und unserm Volke je länger desto schlimmer zur Entartung? Wir sollten geradezu Preise ausschreiben für kräftigen Nachwuchs, sollten allen mit geschlechtlichen Krankheiten und mit erblichem Siechtum Behafteten das Heiraten möglichst erschweren. Ahnentafeln und Geschlechterverzeichnisse, öffentlich eingeführt, müßten helfen, uns zur Aufmerksamkeit und zur Ehrfurcht vor dem Werte des guten Blutes zu erziehen.

Über den Widerstand, den die christliche Kirche, zumal die katholische, diesen Ideen entgegensetzen werde, war er sich klar. Aber Deutschtum ging ihm eben über Christentum; germanisch war in seinen Augen von allem Anfang an schon christlich, „vielleicht sogar sittlicher als christlich“. Man hat ihm nachgesagt, er habe Kirche und Christentum abschaffen, habe an Christi Stelle den Nationalheiligen Bismarck setzen wollen. Das zu verkünden, hätte ihm schon seine Klugheit verboten und erst recht Herz und Gemüt, die für die Poesie des deutschen Gotteshauses und des deutschen Pfarrhauses bewegte Worte kindlicher Verehrung gefunden haben. Aber daß das Christentum allmählich in neue, volkstümlich beseelte, naturwissenschaftlich gestützte Lebensformen werde übergehen können, hielt er für möglich, wohl gar für wünschenswert.

Ein so mit nationaler Weltanschauung vollgefogener Journalist konnte auch der zeitgenössischen Kunst und Dichtung gegenüber nicht anders als fragen, was deutsch an ihr sei und wie sie sich zu Vaterland und Volkstum stelle. Ihm galt nur der Dichter als im wahren Sinne national, der den Volksgenossen zu fühlen gibt, daß alles, was sie selbst nach ihrer angeborenen Art empfinden, in seiner Seele eine Heimstätte hat und daraus widerklingt, nur reiner und edler und so den Leser über sich emporhebend. Weit entfernt davon, den aufstrebenden Dichtern und Künstlern Rezepte schreiben zu wollen, gab er ihnen doch zu bedenken, daß die deutsche Volksseele selber schließlich über ihre Schöpfungen zu Gerichte sitzen werde. Er liebte das Bodenständige, das Gerade und Gesunde, das Natürliche und Kindliche. Luther, Hans Sachs, Grimmselshausen, Herder, Bürger, einige Romantiker — das waren so seine Lieblinge. Gegen Wagners Musik hegte er starke Bedenken: ihm schien sie mehr absichtsvoll als naiv, und er fand, daß sie im Gegensatz zu Bach, Beethoven, Mozart und Haydn der eigentlichen deutschen Schlichtheit entbehre. Aber auch in Nietzsche vermochte er nur den „elektrischen Denker“, den zwar bestrickenden, aber „durch und durch unsoliden Lustarchitekten“ zu erkennen, aus dem jeder Hansnarr das aristokratische Parfüm der eignen Einbildung destillieren könne. Um so unbedingter war seine Hochachtung vor

Gobineau und dessen einfach-großer, herber Boßhaft von dem „in aller Menschengeschichte allein entscheidenden Werte des Blutes der arischen und seiner höchsten Blüte, der germanischen Rasse“.

Dies sind nur einige, aber die wichtigsten Gedankengänge, aus denen sich Langes Weltanschauung vom „Reinen Deutschtum“ aufbaute. Er hat sie niedergelegt in der so betitelten Sammlung von Aufsätzen und Reden aus den Jahren 1890–1904 (Berlin, Alex. Duncker), die sich mit Recht „Grundzüge einer nationalen Weltanschauung“ zubenennt. Alle diese Auslassungen sind auf Kampf gestimmt und von einem harten Willen, zu erziehen und zu bessern gestählt.

Seinen streitbarsten, kühnsten und schöpferischsten politischen Gedanken, die nationale Reform unsers Parteiwesens, zum Siege zu führen, war ihm trotz aller Zähigkeit, die er daran setzte, nicht mehr vergönnt. Man stelle sich vor, was das um die Jahrhundertwende bedeuten wollte: eine nationale Sammlung ohne Hilfe der Regierung und gegen den Widerstand der Fraktionen! Seinen ersten Anlauf dazu machte er 1896 mit dem „Deutsch-Kartell“. Dieses Beginnen schlug so gründlich fehl, daß er erst fünf Jahre später den Mut fand, es mit einer Rundreise durch 240 Städte zu wiederholen. Nun konnte zwar der Nationale Reichsverband gegründet werden, als „beste Methode der nationalen Vermittlung bei den Wahlen“, aber auch dessen praktische Erfolge mußte ein Realpolitiker beschämend gering finden.

Die „Deutsche Zeitung“ hatte inzwischen unverkennbar an Einfluß und Ansehen gewonnen. Aus den geschäftlichen Sorgen kam sie trotzdem kaum je heraus. Auch nicht, als sie ihre tägliche Unterhaltungsbeilage in eine Wochenschrift („Deutsche Welt“) verwandelte und der Bezieherstand sich beträchtlich hob. Kein Wunder, daß die Widerstandskraft auch eines so zähen Willensmenschen, wie Lange es war, zwischen den Mühlsteinen der sich einmischenden wechselnden Instanzen langsam zerrieben wurde. Im Sommer 1912 zog sich der Sechzigjährige, gewiß schweren Herzens, von seiner Gründung zurück, um seinen Lebensabend fern vom Tumult der Großstadt in Detmold, am Fuße des ihm früh zum Sinnbild seiner Arbeit gewordenen Hermannsdenkmals, zu verbringen. Aber die Jahre der Ruhe wurden kein Balsam für einen Mann, der gewohnt war, allzeit gerüstet und gewappnet einherzuschreiten. Sein am 26. Dezember 1917 erfolgter Tod bewahrte ihn vor einem hoffnungslosen Siechtum, das zugleich Geist und Körper zu umklammern drohte.

DIE NOT DER WISSENSCHAFT

Von Eugen Diesel

Freie Forschung, ungehinderte Ausbreitung aller wissenschaftlichen Ergebnisse, ohne andere Begründung, als daß dies eben zu geschehen habe, unablässige Versuche, Weltbild, Religion, Sitten nach dem Stande der Wissenschaft auszurichten, hemmungslose Anwendung der wissenschaftlichen Forschung auf die Technik — solche Wirksamkeit war ein bis zwei Jahrhunderte lang sehr angesehen. Warum sollte es auf diese Weise nicht weiter gut gehen? Warum leben wir nicht mehr im freudigen Saumel des Fortschritts, wo es doch in der Tat auch heute nicht an großen Leistungen der Wissenschaft gebricht? Sind nicht unsere Vorfahren zu beneiden, die, beglückt darüber, daß sie Wahn und Aberglauben, Not und Armut bekämpften und mit klarer Tatkraft den Weg in ein neues Zeitalter bahnten, den Sieg der Wissenschaft als das höchste Ereignis der Weltgeschichte priesen?

Aber die unentwegte Wirksamkeit von Wissenschaft und Technik erschütterte die überkommenen Grundlagen von Gesellschaft, Kultur und Politik. Zwar hat sich die moderne Wissenschaft alsobald selbst als eine, und wie sie meinte, vernünftigere und bessere Grundlage empfohlen. Dabei übersahen ihre Vertreter, daß das Leben zu vielgestaltig ist, als daß es sich allein den Anweisungen der Wissenschaft fügte. Unter dem Gespinnst der freien, ewig sich wandelnden Wissenschaft, welches das Leben überzog, verblieben Unsicherheit und Unbehagen. Diese Wissenschaft hatte dem Zustand der Menschheit großartige Züge aufgedrückt, vermochte aber nicht alles Erwartete oder Versprochene zu leisten, — auf all den Gebieten nämlich nicht, die ihrem Wesen nach sich der Einordnung und Beherrschung durch die eigentümliche Denkweise der modernen Wissenschaft entziehen. Zudem war ihre Entwicklung so geschwind, ihr Selbstvertrauen so grenzenlos, daß sie übersah, wie oft das seelische und soziale Leben im Widerspruch stand mit den Zuständen, die sich unter den ungehemmten Wirkungen der wissenschaftlich-technischen Arbeit einstellten.

Nach dem Weltkriege, der in seiner politischen und militärischen Eigenart ebenfalls den Einfluß des verwissenschaftlichten Lebens nicht verleugnet, begann dann die Beunruhigung über den neuen Weltzustand zu jener Erscheinung beizutragen, die man die Weltkrise nannte. Man brachte die offenbar drohende Gefahr eines Zusammenbruchs unserer Kultur in Zusammenhang mit der schrankenlosen Wirksamkeit von Wissenschaft und Technik. Man sprach damals bewundernd von der Weisheit früherer Epochen, etwa des Mittelalters, das in bewußter Voraussicht der zerstörenden Folgen einer ungehemmten Wissenschaft sich gegen die Freiheit des Geistes, des Wortes, der Wissenschaft gewandt und damit jahrhundertlang eine feste und, wie man meinte, der unseren überlegene Lebensform bewahrt habe. Man äußerte den Wunsch nach Einschränkung der wissenschaftlich-technischen Wirksamkeit und übersah hierbei die Unentrinnbarkeit des wissenschaftlichen Weges. Eine große Epoche von

Wissenschaft und Technik war bei der gegebenen Veranlagung des Europäers und unter den herrschenden Bedingungen einmal fällig gewesen. Diese Entwicklung konnte durch gemüthhafte Wünsche nicht gehemmt werden.

Aber der mittelalterliche Widerstand gegen den wissenschaftlichen Weg und die Freiheit des Geistes war ganz einfach der Überzeugung entsprungen, daß die herrschenden Mächte und Dogmen bedroht seien. Es handelte sich um einen fast politisch bedingten Machtkampf, der dann schließlich zugunsten der Wissenschaft entschieden wurde. Wer von uns bereut im Ernst, daß jener über der Menschheit liegende Bann und Zwang gebrochen wurde? Nein, der wissenschaftliche „Aufbruch“ der vergangenen Jahrhunderte ist und bleibt eines der großartigsten Ereignisse der Weltgeschichte. Seine beispiellosen Ergebnisse, sein unzweideutiger Sieg sind nur zu begreifen, weil er als tragende Idee ein Geschlecht nach dem anderen erfüllte und weil diese Idee im geistigen Wesen des Menschen begründet ist. Nun führte freilich die fast hemmungslose Ausnutzung dieses Sieges das herbei, was sich nach großen Siegen fast immer einzustellen pflegt: die Hybris, das heißt die Überhebung, die Maßlosigkeit, die Überzeugung, daß man die letzten Zauberformeln schon in der Hand habe oder bald gewinnen werde. Es stellten sich Totalitätsansprüche der Wissenschaft ein. Auf allen Lebensgebieten, auch dort, wo sie nichts zu suchen hatten, wollten nun die Wissenschaften herrschen, so daß eigentlich nur das wissenschaftlich Begründbare galt und nunmehr soziale und politische Zustände angestrebt wurden, die sich auf das freie Spiel der Wissenschaften und ihre Ergebnisse gründen sollten.

Dieser maßlose Herrschaftsanspruch der Wissenschaft auf das gesamte Dasein hat, wie wir alle wissen, Gegenkräfte erweckt, die entweder berufen sind, das wissenschaftliche Zeitalter zu beenden (womit auch unser ganzer Kulturaufbau zusammenbräche), oder aber die Wissenschaft zu den anderen Mächten des Lebens und der Völker ins rechte Verhältnis zu setzen und überhaupt ein neuartiges wissenschaftliches Leben zu begründen.

Das grenzenlose Ansehen der Art, wie es die Wissenschaft im 19. Jahrhundert besaß, ist dahin. Nicht, daß sie kein Ansehen hätte, aber das heute übliche Ansehen verleiht nicht mehr den alten Zauber, vielleicht sogar nicht die alte Opferwilligkeit, die alte Begeisterung, mit der man die Wissenschaft einst unterstützte. Es herrscht sogar einige Mattigkeit und Gleichgültigkeit schon deswegen, weil die Menschheit von den unerhörten politischen und sozialen Neuformungen in Spannung gehalten wird, aber auch, weil man an das Vorhandensein der Wissenschaft zu sehr gewohnt ist.

Man hat inzwischen auch philosophische Anschau gehalten nach Mitteln, mit denen der schrankenlosen Zersäuerung des Geistes und des Willens, der Zersplitterung der Gesellschaft und des Lebensgefühles durch die Folgen der Wissenschaft und der Technik Einhalt geboten werden könnte. Man verkündete die höhere Bewertung des Charakters, die Vereinfachung der geistigen Haltung, die Zurückdrängung des Fortschrittglaubens. In Deutschland vor allem proklamierte man die Vorherrschaft des Grundgesetzes der Nation vor

dem der „objektiven“ Wissenschaft und der unbedingten, also nicht an den nationalen Werten ausgerichteten Freiheit des Geistes. Natürlich ist man weit davon entfernt, den Wert der Wissenschaft überhaupt zu leugnen; aber ihr Herrschaftsanspruch im Sinne des 19. Jahrhunderts wird nicht mehr anerkannt. Die Wissenschaft hatte — das kann man ruhig feststellen — durch die Wirrnis des Zeitalters, für die sie zum Teil verantwortlich ist, einen gefährlichen Prestigeverlust erlitten. Diese Tatsache hat ihr Gutes, denn sie weist den Totalitätsanspruch der Wissenschaft zurück. Sie ist aber auch äußerst gefährlich, wenn die Wissenschaft einer Verachtung oder Vernachlässigung ausgesetzt würde, die auf groteske Weise über das Ziel schießt. Alles menschliche Tun und Lassen kann gute und böse Folgen haben, so natürlich auch Wissenschaft und Technik. Bei vielen anderen Gebieten, wie Politik, Religion, Handel, ist man seit Jahrhunderten auch an die üblen Folgen gewöhnt. Wissenschaft und Technik hingegen erweckten durch ihre neuartige Wirkungsweise während des Zeitalters des Fortschritts sehr optimistische Hoffnungen, die enttäuscht wurden, was nunmehr zu Anklagen führte, die man vor anderen Gebieten zu erheben sich abgewöhnt hatte.

Das heutige Verhältnis zur Wissenschaft in Deutschland ist ferner durch folgendes bestimmt: Eine von der objektiven Wissenschaft abhängige Haltung kann nicht die Kraft zu einem politischen Durchbruch liefern. Eine solche Kraft mußte aber zur Erzielung des Erfolges in Bewegung gebracht werden. Die Revolution konnte sich also nicht auf den wissenschaftlichen Typ stützen, sie benötigte den unbelasteten Glaubens- und Willenstyp. Somit trat dieser, oft durch jugendliche Menschen vertreten, nach der Umwälzung schlagartig als ein überall wahrnehmbares und wirkendes Element der Macht hervor.

Wiederholen wir: Durch die „Verwissenschaftlichung“ des Lebens hatte die Wissenschaft einen großen Prestigeverlust erlitten. Die Revolution brachte neue Werte und neue Typen zur Geltung. Ferner müssen die materiellen Hilfsquellen des Staates — das liegt im Wesen der Umwälzung — vielen politischen und sozialen Zwecken dienstbar gemacht werden, während in Deutschland und in der ganzen Welt die wirtschaftlichen Schwierigkeiten noch nicht überwunden sind. Kein Wunder, daß die Wissenschaft in seelische und praktische Bedrängnis geriet. Diese Bedrängnis ist nicht gewollt, sie ergab sich im Gefolge eines sehr verwickelten Vorganges, der in dieser Weise kaum vorausszusehen war. Kein vernünftiger und klarer Geist wird der Wissenschaft den Garaus machen wollen; aber im Getöse der Zeit ist die Wissenschaft in eine Lage geraten, die zuweilen bedrohlich genug erscheint und die geändert werden muß, wenn wir im Wettkampf der Nationen bestehen wollen.

Unsere Zeit bekennt sich ja auf ihre Weise ebenso stark zur Wissenschaft und zur Technik wie das 19. Jahrhundert. Die Freude an der Wissenschaft ist freilich gedämpfter. Dazu errichtet die Not des Zeitalters Hemmnisse und Schranken. Aber eine seelische Gegenbewegung gegen den Totalanspruch der Wissenschaft begrüßen wir fast alle. Wir treffen sogar auf hervorragende Leute aus dem traditionellen Lager der Wissenschaft, der

Technik, der Industrie, die von Zweifeln geplagt sind und nunmehr in der negativen Beurteilung von Wissenschaft und Technik übers Ziel schießen; trotzdem lassen sie der trotz allem geliebten Wissenschaft und Technik ihre geistige und materielle Förderung angeheißen und könnten auch gar nicht sagen, wie man anders verfahren sollte. Darum wenden sie sich heftig gegen die Angriffe oder Schädigungen der Wissenschaft von anderen Lagern und von anderen Standorten aus. Diese anderen wenden sich gefühlsmäßig und aus einer unklaren politischen Haltung heraus in gewissem Sinne gegen die Wissenschaft. Aber auch ihre innere Stimme ist nicht zu beschwichtigen. Sie wissen genau, daß es ohne Wissenschaft nicht geht, daß trotz allem und allem auch die Zukunft unter dem Zeichen der Wissenschaft stehen wird, ja, daß man aus nationalen Gründen gar nicht anders kann, als die Wissenschaft zu fördern. Möge es nicht dahin kommen, daß sie die Wissenschaft hemmen, weil sie selber die Wissenschaft nicht beherrschen und ihnen auf diesem Gebiet Leistungen versagt sind!

Es handelt sich also um sehr seltsam verschränkte psychologische Lagen, um Widersprüche und Uneinigkeiten, die allen vertraut sind, die heute in der Wissenschaft stehen. Da aber alle sich darin einig sind, daß nach wie vor auch unser Zeitalter ein wissenschaftliches und technisches ist, so heißen die Schlachtrufe nicht: Hie Wissenschaft, hie Gegner der Wissenschaft! Vielmehr herrscht eine psychologische Verstrickung, die einen klaren Kampf nicht recht ermöglicht, obwohl allerhand Kampfesstimmungen umherschweben. Die Fronten mißverstehen sich. Es bleibt vieles im Gefühl stecken und wird nicht ausgesprochen. Gedanken von der Vorherrschaft der Politik sind mißverstanden worden und bringen Unsicherheit und Mißbehagen in den geistigen und praktischen Gang der Wissenschaft. Dabei geht, wie es ja nicht anders sein kann und wie es auch niemand anders wünscht, in den Hörsälen, den Laboratorien, den Werken die Arbeit weiter. Nicht so freudig, so heiter wie einst. Aber da unser Dasein auf Schritt und Tritt so wissenschaftlich ist wie je, so treiben Notwendigkeit und Pflicht uns unerbittlich auf dem Wege des Geistes weiter und die Entwicklung der Zeit peitscht uns wissenschaftlich voran, während die Spannung der Zeit uns in die Rhythmen der Politik hineinzwängt. Der Mensch der Wissenschaft ist oft genug von großer Sorge und Unsicherheit ergriffen. Der psychologische Krampf ist noch nicht gelöst. Man fühlt den wissenschaftlichen Betrieb gefährdet und führt ihn doch im nächsten Augenblick weiter, und es geht weiter und muß weiter gehen. Man diskutiert. Man reibt sich aneinander. Warum? Wieso? Zweifelt irgendwer an dem Gesetz, wonach wir die Straße der Wissenschaft weiterzuschreiten haben?

Liegt denn nicht das Problem verzweifelt einfach? Ist es wirklich so schwer, Wissenschaft zu betreiben und den Willen, den Charakter des Volkes hierbei nicht zu vernachlässigen?

Leugnen wir es nicht: die Wissenschaft ist in psychologische, aber auch praktische Nöte geraten. Das ist eine mißliche Angelegenheit, gerade in nationaler Hinsicht. Denn in diesen Jahren machen viele Staaten, so besonders Amerika und England unerhörte Anstrengungen, um mit allen zu

Gebote stehenden Mitteln die wissenschaftliche Forschung zu fördern. Sie sind davon überzeugt, daß die kulturelle und politische Macht der Zukunft in unmittelbarstem Zusammenhang steht mit den Ergebnissen der Forschung von heute und morgen. Nur auf dem Wege der Wissenschaft, der Forschung, der Technik sind ja Größe und Selbstbehauptung eines Volkes denkbar. Die Anspannung, die zur höchsten wissenschaftlichen Leistung führt, ist der politischen Anspannung ebenbürtig. Wissenschaft und Politik sind in vieler Hinsicht gar nicht zu trennen. Aber freilich dürfen wir nicht vergessen: das Zeitalter hat sich verändert, die Stimmung des 19. Jahrhunderts ist dahin. Der Rückschlag gegen den Fortschrittsstau des 19. Jahrhunderts ist keineswegs eine Barbarei, sondern ein Zeichen der Selbstbesinnung und der Suche nach neuen Wegen. Wenn wir uns zur Wissenschaft bekennen, dann gerade müssen wir vermeiden, sie im Sinne des 19. Jahrhunderts zu propagieren, und nichts anderes zu wollen als die Wiederherstellung alter Zustände, nämlich die Verwissenschaftlichung des Lebens, die Verkennung von Mächten und Gesetzen, die außerhalb der Wissenschaft stehen. In Deutschland soll ja die Verschmelzung aller Lebensgebiete zu einer höheren Einheit vollzogen werden. Dies Neue kann sich nicht ohne Spannungen und Kämpfe vollziehen. Darum erleben wir Schwierigkeiten und die Wissenschaft ist manchem Stoß ausgesetzt. Sehen wir zu, daß die Wissenschaft nicht Schaden leidet, ehe wir die neuen Wege deutlich erblicken. Denn die Wissenschaft und Forschung tun not, und sie werden in alle Zukunft not tun. Warum Zurückdrängung, warum Vernachlässigung der Wissenschaft? Warum sollen wir geschehen lassen, was kein bedeutender, kluger und ehrlicher Mann bei uns wünscht?

Wir bekennen uns also zur Wissenschaft! Wir bekennen uns auch zu einer neuen Zeit! Ganz nüchtern sehen wir, daß die höchsten Wirkungen und Möglichkeiten der Nation durch die Wissenschaft ermöglicht werden; aber die Wissenschaft dient nicht sich selbst, sie hat nicht den Auftrag, die Völker zu verwissenschaftlichen und alle Lebensgebiete unter ihren Zwang zu stellen, sondern den, dem Volk, dem Menschen, der höheren Zukunft Europas und der ewigen Sehnsucht des erkennenden Geistes zu dienen.

Es gibt kein Zurück oder wenn es ein Zurück geben sollte, so wäre das Untergang. Leidet die Wissenschaft, dann wachsen uns die anderen Völker eines Tages riesengroß über den Kopf. Mehr rechte Wissenschaft, mehr rechte Technik — sollte darum unser Wahlspruch lauten.

Freilich erfüllt das Gedröhn der Politik mehr und mehr den ganzen europäischen Erdteil, und die großen Vorgänge werden uns noch lange so in Atem halten, daß die vorwiegende Stimmung und Ideologie des Zeitalters nur schwer eine wissenschaftliche sein kann. Steht darum im Vergleich zu früher die Wissenschaft mehr im Schatten, so ist ihre Bedeutung darum nicht geringer. Nach außen hin wird die Politik vorherrschen, aber siegreich behaupten werden sich nur die wissenschaftlich, technisch und seelisch reifsten Völker. Ist dann dereinst das große Werk der Befriedung Europas geglückt, dann öffnet sich auch die Pforte in das zweite große Zeitalter der Wissenschaft und der Technik.

Aus meinen Lehr- und Wanderjahren

ERLEBNIS EINES HANDWERKSBURSCHEN

Von Friedrich Frommholz

(Schluß)

In meiner Wiener Zeit bekam ich den Wunsch, nach Jerusalem zu reisen und so machte ich mich denn auch im Sommer 84 auf die Beine und wanderte immer die Donau entlang bis hinunter zum Schwarzen Meer. Die Landschaft, die ich dabei durchwanderte, ist wunderschön und auch die Bevölkerung hat mir sehr gefallen. Ich konnte überall mit Deutsch gut durchkommen. Am Schwarzen Meer wollte ich mich als Schiffstischler anmustern lassen, um nach Konstantinopel zu fahren. Da ich aber noch militärpflichtig war, wollte mich der Kapitän nur dann mitnehmen, wenn ich ihm fest verspräche, immer im Ausland zu bleiben. Diesen Gram aber wollte ich meiner Mutter doch nicht antun, auch war mir so, als ob mich jemand am Rockzipfel faßte und mir sagte: „Ach, Friedrich, bleibe in Deutschland!“ Darum kehrte ich denn zurück nach Wien und wanderte von dort nach Brünn, der Hauptstadt von Mähren.

Auf dem Wege von Wien nach Brünn blieb ich ein halbes Jahr in dem Flecken Eisgrub, Bezirk Nikolsburg, an der Thaya, wo ich bei dem Hofstischlermeister des Fürsten Liechtenstein arbeitete. Der Fürst besitzt dort ein großes Schloß mit einem sehr schönen Park. In diesem Schloß des Fürsten Liechtenstein wohnte 1866 Kaiser Wilhelm mit Fürst Bismarck. Ich hatte im Schloß Möbel aufzupolieren und habe dabei den Fürsten Liechtenstein oft gesehen, der sich oft zu mir setzte und meiner Arbeit zusah. Er war von Jugend auf kränklich, man sagte, seine Eltern hätten ihn als kleines Kind immer in eiskaltem Wasser baden lassen, um ihn abzuhärten. Davon sei er denn so nervenschwach und kränklich geworden. Als mich der Fürst eines Tages wieder bei meiner Arbeit besuchte, wandelte mich plötzlich ein menschliches Rühren an und da ich nicht wußte, wohin mich wenden, trat mir schon der Angstschweiß auf die Stirn. Der Fürst, der meine Not erkannte, führte mich an eine Tür. Als ich nun den Raum betrat, erschrak ich mächtig, denn von allen Seiten sah ich mich in schrecklich verzerrten Spiegelbildern, mal furchtbar dick, mal furchtbar mager, mal ganz klein, mal riesengroß, so daß ich am liebsten gleich wieder kehrt gemacht hätte, wenn mich nicht die Not in diesem geheimnisvollen Raum gehalten hätte. Als ich nun meine Notdurft verrichtet und mich von diesem ersten Schreck

etwas erholt hatte, ziehe ich an einem vergoldeten Handgriff, um die Wasserspülung in Tätigkeit zu setzen. Zu meinem Schreck aber setzt Musik ein und gleichzeitig tritt ein automatischer Wischer in Aktion, der mein verlängertes Rückgrat bearbeitet. Ich denke, nun ist der Deuwel los und ziehe immer wieder an dem vergoldeten Griff, um das Ding zum Stehen zu bringen. Es nützt aber nichts und da fortgesetzte Reibung Wärme erzeugt, muß ich mich erheben. Da erklingt ein Glockenzeichen und mit einmal ist der Höllenspuk zu Ende. Ich beeile mich, aus diesem Wunderkabinett herauszukommen und als draußen der Fürst Liechtenstein mich lächelnd fragt, ob alles gut abgelaufen sei, antworte ich: „Ich danke schön, Durchlaucht, aber nicht zehn Pferde bekommen mich wieder durch diese Tür!“ ...

Eine schnurrige Geschichte passierte mir einige Jahre vor dem Kriege als ich im Dorfe Gölitz, Kreis Lüchow, Provinz Hannover, bei dem dortigen Tischlermeister Schulz arbeitete. Ich hatte von dort aus in dem benachbarten Dorf Rüßen bei dem dortigen Pastor einige Tischlerarbeiten für eine neue Konfirmandenstube ausgeführt. Der Pastor freute sich über die fertiggestellte neue Konfirmandenstube und schenkte mir zwei Mark, wofür ich mir nach Belieben Bier oder Schnaps in der dem Pastorhaus gegenüberliegenden Dorfschenke kaufen konnte. Ich gab aber die zwei Mark meinem kleinen Lehrlingen, weil er mir bei der Arbeit gut zur Hand gegangen war. Dann ging ich mit ihm in die Gastwirtschaft, um dort zu übernachten, weil es schon spät geworden war. Der Gastwirt Schulz — in der dortigen Gegend hatten sich nach 64 viele diesen Namen beigelegt, um nicht so leicht zum preussischen Militärdienst herangezogen zu werden — empfing mich mit den Worten: „Na, Tischler-Fritz, wie ist das heute mit einer Flasche Rotspohn?“ Ich antwortete: „Wie soll ich armer Tischler dazu kommen, eine Flasche Wein zu spendieren? Eine Flasche Malzbier wird's auch tun.“ Der Wirt lächelte verschmüht und wies mir nach dem Abendbrot eine Dachstube an, wo ich in einem breiten Bett mit meinem Lehrlingen zusammen schlief. Gegen fünf Uhr morgens höre ich, wie jemand polternd die Treppe hoch kommt, die Tür wird aufgerissen und ein Oberwachmeister mit zwei Polizisten tritt ein. Alle sind schwer bewaffnet, kommen auf mein Bett zu und rufen: „Hoch Flemming! Heraus mit Ihrem Revolver und heraus mit den sechzehn Millionen!“ Ich denke, mich soll der Schlag rühren. Der Oberwachmeister steht dicht vor meinem Bett, in der rechten Hand den Säbel, in der linken Hand die Pistole. Er will mir mein Federbett wegziehen, um nach den sechzehn Millionen zu suchen, die ich armer Teufel gestohlen haben soll. Ich halte das Federbett fest, weil ich nur ein sehr kurzes Hemd anhatte, es gibt ein Hin und Herziehen, schließlich wird mir die Sache zu dumm und ich hole das Deckbett mit einem Schlag dem Wachmeister über den Helm weg, ein englisches Fluchwort ausstosend. Dabei reißt die Helmspitze ein großes Loch in den Bezug und die ganzen Daunen fallen auf den Wachmeister, so daß er weiß wie ein Weihnachtsmann dasteht. Diesen Augenblick benutzt mein Lehrling und springt wie ein Rehbock in drei Sätzen an den verdutzten Poli-

zisten vorbei zur Thür und die Treppe hinunter. Nun wurde die Sache aber ernst, die Polizisten legten mir Ketten um die nackten Beine und der Wachmeister sagt zu mir: „Gestehen Sie doch ein, daß Sie der Oberpostmeister Flemming aus Husum sind! Wir haben es dann leichter und für Sie ist es auch besser.“ Ich versuchte umsonst, ihm auseinanderzusetzen, daß ich gar nicht der gesuchte Flemming war, von dem ich auch gehört hatte, daß er nach Unterschlagung von sechzehn Millionen flüchtig geworden war und steckbrieflich verfolgt wurde. Der Wachmeister hielt mir den Steckbrief mit dem Lichtbild von Flemming vor Augen und ich bemerkte zu meinem Entsetzen, daß ich ihm ähnelte wie ein Ei dem anderen. Übrigens hatte Flemming auch das Tischlerhandwerk erlernt und man glaubte, daß er sich irgendwo als Tischler versteckt hielt.

Als die beiden Polizisten, die mich in ihrem Eifer gleich am nackten Leibe gefesselt hatten, merkten, daß meine beiden zusammengefaßelten Beine durchaus nicht in ein Hosenbein hineingingen, lösten sie mir die Fußfesseln wieder ab, schlossen aber meine Hände mit einer Kette zusammen. Ich sollte nun nach Lüchow zum Amtsgericht transportiert werden und zwar zu Fuß. Ich bestand jedoch darauf, daß mir als Oberpostdirektor ein Wagen zur Verfügung gestellt würde. Der Wachmeister und die Polizisten freuten sich mächtig, daß ich nun doch zugab, der gesuchte Flemming zu sein, denn auf seine Ergreifung war eine Belohnung von zwanzigtausend Mark ausgesetzt worden. Sie sahen auch sogleich ein, daß ein so fetter Fanger nur in einem Wagen transportiert werden konnte. Als sie nun mit einem ganz gewöhnlichen Kastenwagen ohne Federn ankamen, tat ich sehr entrüstet und sagte, einem Oberpostdirektor stünde wohl ein Federwagen zu. Das Stukfeln auf so einem ungefederten Wagen sei ich nicht gewöhnt und könne es nicht vertragen. Darauf ließ der Wachmeister die Pferde wieder ausspannen und vor einem feinen Federwagen einspannen. Ich mußte mich nun allein in den Wagen setzen, die Hände noch gefesselt. Die an der Fessel befestigte Leine hielt der neben dem Wagen reitende Wachmeister, während die beiden unbemrittenen Polizisten auf Rädern folgten. So ging es in schneller Fahrt nach Lüchow, wo sich die Einwohner schon voller Neugierde zusammengedrängt hatten und mich anstarrten. Ich sang vergnügt vor mich hin: „Fuchs, du hast die Gans gestohlen, gib sie wieder her!“ Die Leute steckten die Köpfe zusammen und ich hörte, wie einer zum anderen sagte: „Na, daß der kein gewöhnlicher Tischler ist, das habe ich mir ja gleich gedacht. Man sieht ihm ja doch an, daß das ein studierter Mann ist.“

Ich wurde nun an der staunenden Menge vorbei ins Amtsgericht geführt. An dem grünen Tisch im Gerichtssaal saß der Erste Amtsrichter Schamann und der Zweite Richter von Goeben. Sie ließen nun zunächst den Postmeister aus Lüchow herbeirufen. Als dieser mich erblickte, war er platt, denn er glaubte, in mir seinen Vorgesetzten, den Oberpostdirektor Flemming, zu erkennen. Der Wachmeister schmunzelte in Gedanken an die zwanzigtausend Mark Belohnung und forderte mich wieder auf, doch

nun zugeben, daß ich der gesuchte Flemming sei. Als ich nun meine Papiere vorzeigte, wurde mir gesagt, das sei noch gar kein Beweis dafür, daß ich nicht der Flemming sei, denn diese Papiere könnte ich ja irgendwo gefunden oder gestohlen haben. Der Amtsrichter Schamann fragte mich nach meinem letzten Aufenthaltsort, den ich wahrheitsgemäß angab. Dann sagte er zum Gefängniswärter: „Na, nun führen Sie den Oberpostdirektor nach Zelle 42 ab!“ Es war dies eine Gummizelle, deren Fußboden und Wände gepolstert waren. Offenbar befürchtete man, daß der Oberpostdirektor einen Tobsuchtsanfall bekommen könnte. Ich wurde vom Wärter mit großem Respekt behandelt. Zu den Mahlzeiten führte er mich in eine besondere Zelle, in der ein Tisch und zwei mit Samt bezogene Sessel standen. Auf dem Tisch lagen Katechismus, Bibel, Gesangbuch und die Kreuzzeitung. Aber auch für mein leibliches Wohl wurde aufs beste gesorgt. Der Wächter brachte mir zu dem Mittagessen eine Flasche Bier und einen Kognak und sagte: „Ich wünsche wohl zu speisen, Herr Oberpostdirektor!“ Ich antwortete: „Ich danke Ihnen für Ihre freundliche Bemerkung!“ und ließ es mir gut schmecken. Nach einigen Tagen wurde ich wieder vorgeführt und von den beiden Richtern ins Kreuzverhör genommen. Sie versuchten herauszubekommen, ob meine Angaben über meine früheren Aufenthaltsorte in England, Frankreich und in der Schweiz stimmten. Nach Ablauf von vierzehn Tagen wurde ich nochmals vorgeführt und der Erste Amtsrichter erklärte, daß alle meine Angaben sich als richtig herausgestellt hätten. Ich erhielt nun eine vom Amtsrichter und vom Landrat unterschriebene Bescheinigung folgenden Wortlautes: „Der Tischlermeister Friß Frommholz ist nicht identisch mit dem wegen Unterschlagung von sechzehn Millionen steckbrieflich verfolgten Oberpostdirektor Flemming.“ Mit diesem Schein, der für mich keine Neuigkeit enthielt, wurde ich aus der Untersuchungshaft entlassen. Ich begab mich gleich in das dem Amtsgericht gegenüberliegende Gasthaus, wo ich den Wachtmeister, der mich verhaftet hatte, bei einem Glas Bier antraf. Als er mich erblickte, ließ er sein Bier stehen und nahm Reißaus. Ich aber war durch diesen Streich meine Arbeitsstelle los geworden und mußte mich nun wieder auf Wanderschaft begeben.

Im ganzen wanderte ich sechs Jahre als Handwerksbursche kreuz und quer durch Deutschland und verdiente mir in dieser Zeit so viel Geld, daß ich mir eine Tischlerwerkstatt in einer kleinen pommerschen Stadt einrichten konnte. Ich machte nun auch meine Meisterprüfung, und da ich fleißig war und meine Kundschaft reell bediente, ging mein Geschäft gut voran. Ich konnte mir bald einen Gesellen annehmen und nach weiteren fünf Jahren das Häuschen kaufen, in dem sich die Werkstatt befand. Nun habe ich mich bei meinem ältesten Sohn, der auch Tischlermeister geworden ist und das Geschäft übernommen hat, zur Ruhe gesetzt. Aber meinen sechs Enkelkindern muß ich noch oft aus meinen Lehr- und Wanderjahren erzählen.

Das Land ohne Berge

Vom Zustand des niederländischen Schrifttums

VON GEORG KURT SCHAUER

„Die Einheit des niederländischen Volkes“, sagt der weit über die Grenze der Niederlande hinaus bekannte Historiker J. Huizinga in seinem Essay „Nederland's Geestesmerk“, „beruht vor allem auf seinem bürgerlichen Charakter . . . Die bürgerliche Lebensauffassung hat sich allen Gruppen oder Klassen, die unser Volk zählt, mitgeteilt, den ländlichen wie den städtischen, den besitzenden und besitzlosen.“ Diese Feststellung trifft ein Mann, der das Urbild des Holländers und ein bedeutender Europäer zugleich ist. Sie reicht uns den Schlüssel zum Verständnis der niederländischen Kultur, sie erschließt uns den Kern des niederländischen Schrifttums.

Die bewegte Literaturperiode der „Tachtiger“ („der Achtzigerjahre“) – jener Zeit, in denen der junge Gerhart Hauptmann, Ibsen und Strindberg vorstießen – ist schon geschichtlich geworden. Eine europäische Bedeutung kommt heute der bürgerlichen Literatur des Landes nicht zu, während damals noch mancher Funke – denken wir an Multatuli, Couperus, Heijermans – über die Grenzen sprang. Epigonisch, in flacheren Betten fließen die Gewässer, die seinerseits stark und reich strömten. Es fällt uns nicht leicht, diesem Schrifttum, das sich fast ausschließlich der Familie, der sozialen Ordnung, dem Privaten im Rahmen einer gesättigten kapitalistischen Gesellschaft hingibt, gerecht zu werden. Immer lauter tönt die Frage, ob einmal aus dem bürgerlichen Bereich eine Stimme aufsteht, die über die Grenzen der Städte und des kleinen Landes hinausklingt. Die heutige europäische literarische Leistung der Niederlande wird nicht von dem bürgerlichen Bezirk bestimmt, sondern entstammt gleichsam den Randgebieten, dem Süden vor allem.

Groß ist die Zahl der Zeitromane mit breiter Schilderung der sozialen Verhältnisse von heute, größer noch die Zahl der Familiengeschichten. Es fehlt nicht an Kritik, an Auslehnung gegen die gewachsene, althergebrachte Ordnung. Wir lesen von den Forderungen der Jugend, deren junge Kraft sich gegen das zähe und harte Gesetz der bürgerlichen Vernunft stemmt. Nicht lange ist es her, daß Ina Voudier-Backer in der Geschlechterfolge ihres Riesenromans „De Alop op de Deur“ Sozialismus und Frauenemanzipation, die moderne Lockerung der Sitten, die wachsende Selbstbestimmung der Jugend geschildert hat. Jo van Ammers-Kuller hat die

Spannungen zwischen den Geschlechtern und Generationen, den Zwang der Familie, die erotischen Wirren der neuen Zeit in der langen Reihe ihrer auch in Deutschland bekanntgewordenen Romane (vor allem in „Die Frauen der Goornvelts“ und „Frauenkreuzzug“) dargestellt. Das Wesentliche aber bei allen diesen Romanen ist, daß sich überall die Einordnung in die herrschende Lebensart früher oder später vollzieht, der Verzicht bestätigt sie, und der Rebell bezahlt den Ausbruch mit der gesellschaftlichen oder physischen Vernichtung.

Es ist bedeutsam und folgerichtig, daß die Frauen einen ungewöhnlich breiten Anteil an der Romanliteratur haben. Das gleiche gilt weniger der Menge als dem Werte nach für das Poetische; die Gedichte der Henriette Roland-Holst gehören zum Wertvollsten der bürgerlichen Dichtungssphäre. Das Weibliche bedingt eine weitere Entspitzung der Probleme, ein liebevolles Sich=Versenken in den privaten Alltag, ein Verständnis für die zartesten Bindungen von Mensch zu Mensch und sehr viel Treue zum Kleinen.

Eine schaffende Frau, Allie van Wijhe Smeding sei hier als ein besonders deutlich ausgeprägter Typus des Bürgerlichen erwähnt. Ein mächtiges Buch von ihr, der 1928 erschienene Roman „De Zondaar“ („Der Sünder“¹⁾), fand große Beachtung, und in einer Skala weiterer Bücher über die „Domineesvrouw van Blankenheim“²⁾ bis zu „Ik verwacht het Geluk“³⁾ spiegelt sich ihre Auffassung des Bürgerlichen, die freieste und eindringlichste, die wie es dem Berichtenden erscheint, in Holland zur Zeit zu finden ist.

Sie erwarten alle das Glück, die Mädchen und Frauen, ja auch die Männer, die in den Mittelpunkt dieser Romane stehen. Ihr auf Erfüllen und Bewahren gestellter Sinn will sich auf die gesellschaftliche Ordnung, das Gesetz, die Ehe gründen. Und ihr Leiden ist, daß dieses Glück nicht nur an der Lahmheit und Widerstreitigkeit der Seelen so oft zu scheitern droht, sondern vor allem, daß das bereits Errungene sich als nicht haltbar erweist, daß die Erfüllung ohne Dauer ist. Das Gelingen zerrinnt unter der Erkenntnis, daß das Echte nicht von der gesellschaftlichen Übereinkunft gewährleistet wird, daß im ernstesten Kampf um die geliebte Seele keinerlei Hilfe vom Gesetz erwartet werden kann.

Im „Zondaar“ zerbricht eine äußerlich gelungene Ehe am Zwiespalt zwischen der satten Bequemlichkeit der Frau und dem Drang des Mannes nach vollem Liebesgenuß und dem Kind. Wie ein drohendes Mal steht das Buch vor dem Bürger. Unbarmherzig folgt Allie van Wijhe Smeding dem Unbefriedigtsein des Mannes bis in die furchtbarsten Durchbrechungen der

¹⁾ und ²⁾ Erschienen bei Nijgh & van Ditmar, Rotterdam.

³⁾ Erschienen bei A. W. Sijthoff, Leiden.



Alie van Wijhe-Smeding

Ehe, bis in die Selbstvernichtung; sie geißelt die Verblendung einer Kategorie verweichlichter Bürgersfrauen — scharf beobachtend wie nur Frauen Frauen beobachten können — und dennoch erfüllt von einer großen Liebe, die sie hoffen läßt, daß einstmals „die Frauen wieder Frauen und Mütter werden wollen“. Die Pfarrersfrau von Blankenheim muß sich den Geliebten, den endlich Gewonnenen, in seelischen Mühen, die sie an den Rand des Zusammenbruchs führen, ein zweites Mal erkämpfen, nachdem sie erkennen muß, daß die Ehe ihn ihr eher entfernt als genähert hat. In dem dritten der genannten Bücher wird ein langsam heranwachsendes und reich dann aufgeblühtes Glück auf seinem Höhepunkt gefährdet, als es den Mann zu einer leichtfertigen Sicherheit und Nachlässigkeit verführt.

Von der Unruhe, der Unerfättlichkeit des Glücksuchers, der tragischen Friedlosigkeit der Liebenden ist die Schreiberin dieser Bücher, die man um der Fülle ihrer Mittel und des Ernstes ihrer Fragestellung willen eine Dichterin nennen darf, tief berührt. Die Tiefe ihres Fragens scheint sie über die Grenzen des Bürgerlichen hinaustragen zu müssen, da aber erweist es

sich, daß sie als Holländerin an diesen Grenzen stehenbleibt. Der traurige Held ihres ersten Buchs vermag sich nicht aus der unglücklichen Ehe zu lösen, die Frauen der beiden anderen Bücher finden das echte Glück nicht außerhalb des gesellschaftlichen Bundes sondern als ein Zusätzliches im Rahmen der gesellschaftlich bedingten Ordnung.

Wenn in den folgenden Abschnitten seltener vom bürgerlichen Wesen des Niederländers die Rede ist, so bedeutet das keineswegs, daß die dort geschilderten Gruppen in ihrer Haltung unbürgerlich wären. Die gesellschaftliche Zucht, die wechselseitige Verpflichtung von Mensch und Besitz ist einheitlich über den gesamten Kulturbereich verbreitet. Die bäuerliche Literatur des Nordens, voran die Bücher Herman de Mans und Zoomers-Vermeers, ist voll von dem Kampf um die Familienordnung, beruht auf Besitzfreude und Besitzgebundenheit, und die des Südens beruht auf den gleichen Voraussetzungen.

So groß auch die Gemeinsamkeiten sind, so deutlich treten doch unbürgerliche Gesichtspunkte in den Vordergrund, je mehr wir uns von den großen holländischen Städten, den Pflanzstätten bürgerlichen Geistes entfernen. Ist das flache Land des Nordens gleich den Städten religiös bestimmt vom Calvinismus, so verändert im Süden (übrigens verknüpft mit einer Abwandlung im Sprachlichen) das katholische Element mit seiner bäuerlichen Lebensauffassung das Bild so stark, daß man diesen Bereich, den flämisch-nordbrabantischen, als einen eigenständigen Bezirk betrachten muß. Er hat seine eigene literarische Tradition, die sich nicht durch die politische Grenze, die das nördliche Drittel des Gebiets abtrennt, spalten ließ. Conscience hat seinem Volk das Gedächtnis spätmittelalterlicher Glanztage erhalten, de Coster hat das flämische Nationalepos, den Mienpiegel, geschrieben.

Feiert de Coster den großen grausigen Festtag seines Volkes, so feiert Stijn Streuvels - Jahrzehnte nach ihm - den ewigen Alltag des Bauern. Sein Roman „Knecht Jan“¹⁾ sagt es zum erstenmal mit aller Bestimmtheit, wohin der flämische Mensch gehört, wo der Grund ist, in dem er wurzeln kann. Eine geringfügige Verpflanzung aus dem schicksalgemäßen Boden bringt Verderben. Allerlei Erzählungen, vom Ernteepos bis zur bedachtam zarten Kindergeschichte („Prutske“) stehen neben diesem Kernstück, das für den flämischen Bereich von einer fast zu strengen, zu romanischen Formung ist.

Wie es uns schon bei de Coster begegnete, finden wir in dieser Landschaft fast nirgends das Fertige, zu Ende geformte. Das Land liegt flach da, alles fließt und ist gelöst in Dunst und Saft und Farbe, so daß jeder starre Kontur

¹⁾ Die Werke Stijn Streuvels' beginnen soeben von neuem deutsch bei Engelhorn, Stuttgart, zu erscheinen.

fehlt. Felix Timmermans, neben Streuwels, dem Altmeister, auf der Höhe des Schaffens stehend, bescheidet sich instinktiv auf den scheinbar zufälligen Lebensausschnitt, reiht Episoden und vermeidet gedanklich dichte Handlungsstränge. Fragen, Glauben, Drängen, Wachsen und Vergehen im ewigen Kreislauf — das zu schildern, darin erschöpft sich die Kraft des Erzählers. Jedes einzelne Bild ist ein Kosmos für sich, die Fülle der episodisch knappen Geschehnisse und die in großartiger Monotonie wiederkehrenden Zustände sind ineinander verflochten. Es fehlt jede Dramatik, es fehlt



Felix Timmermans

jede Spannung im landläufigen Sinn. Alles Geschehen ist in den Charakteren und irdischen Ordnungen vorgezeichnet, die Tonführung dieser Epik ist sozusagen polyphon, die Vielheit der Stimmen und ihr Geflecht ersetzt das lineare Auf und Ab, das den klassischen Roman und die Dramatik des Westens kennzeichnet. In dieser Schaffensweise verkörpert sich die jeder Pose abholde niederländische Art: das Breite, Behäbige, das dem eigenwillig Heroischen Abgekehrte — das keineswegs der inneren Leidenschaft entbehrt — und das Nüchterne, das in seiner ersten Gründlichkeit, seiner lebensnahen Fülle jedoch niemals kalt und kahl wird.

Bei Walschap zwar, dem jüngsten Dichter des Kreises, will es neuerdings scheinen¹⁾, daß er das spezifisch Flämische aufgeben will und sich in den Zwang versetzt, eine These (hier ist es die von der Friedlosigkeit des Gemeinschaftsfernen) klar zu exemplifizieren. Früher schon, in „Trouw en („Heirat“)²⁾, beschritt er ähnliche Wege, allerdings ohne zum Doktrinär zu werden. Der Sohn eines spät gefügten Paares verkommt, klammert sich im Versinken an ein einfaches Mädchen, das ihn rettet und in einem vorbildlichen Leben den Sinn des Frauen- und Muttertums enthüllt. Sie ist

¹⁾ In dem Roman „Celibaat“ („Eölibat“).

²⁾ Deutsch im Insel-Verlag, Leipzig.



Antoon Coolen

die Urmutter gleichsam, elfmal gebiert sie, und am zwölften Kind stirbt sie. Jede Geburt bedeutet mehr als das Gewährenlassen der Natur, an ihr erweist sich die Frau im Gehorsam, und des Mannes Pflicht steigert sich, das Ausgetragene zu nähren und zu bewahren. In der Trilogie „Die Sünde der Adelaide“¹⁾ schon stand die Mutterschaft als Symbol der natürlichen Ordnung, der Ordnung Gottes auf Erden, im Mittelpunkt. Es bedarf des Opfers einer reinen starken Frau, ein Geschlecht zu entführen, in dem sich Unmaß und Auflehnung gegen das natürliche Gesetz des Lebens breit gemacht hatte. Hier die vollkommene Hingabe, in „Trouwen“ die Herrschaft des Muttertums – das sind zwei Formen des Dienstes und des Opfers, und in jedem der beiden Werke ragt aus dem Abgrund irdischer Schwäche ein Turm

¹⁾ Deutsch bei Hegner, Leipzig.

der Seelenstärke zum Himmel. Wenn schon in Adelaide die typische Breite des flämischen Stils rein ausgeprägt war, so erweist sich Walschap erst recht in seiner vielseitigen bunten Geschichtensammlung „Himmelfahrten“¹⁾ als ein Sprecher seines Landes — und als einer der weit ab steht von der kalvinistischen nördlichen Art. Er erzählt von den Elenden, den Krüppeln Leibes und der Seele und von ihrem armen Leben und Sterben. Nie ist diese Chronik traurig, in der Gotteskindschaft versinkt das ärgste Leid.

Von der Unzulänglichkeit des Irdischen ist auch — in dem katholischen Sinne — das Werk Antoon Coolens²⁾ durchdrungen. Mit unerbittlicher Schärfe zeichnet er die Schwächen des Menschengeschlechts auf. Wieviel Zuversicht aber erhebt sich aus dem von der Pflugchar der Not aufgerissenen Grund! Eine Fröhlichkeit gerät unmerklich in die schwerste Bedrängnis, der Gnadenhimmel steht über dem irdischen Mangel und nimmt alles Leid hinweg, so wie Walschaps Glende ihre Heimat im Himmel finden.

Das gibt Coolens Büchern die gelassene Sicherheit, die stille und dichte, tief erfüllte Macht des Berichts. Wenn er berichtet, so ist es, als sprächen seine Vorfahren, viele Menschenalter weit herauf, aus seinem Munde. Wie Olav Duuns Romane das nordische Hochland samt den breitgelagerten Geschlechterfolgen, die nacheinander den kargen Boden bebaut haben, in sich tragen, so webt und west das Land Nordbrabant an und in Coolens Werk. „Land voller Verlassenheit ringsum, einsame Wege im Wind, und über die Ferne das Moor.“ Schwarz stehen die Wässer der Torfgräben und in den Weggeleisen holpern die hochräderigen Torfkarren. Wo der Boden Frucht trägt, drängen sich kleine Gehöfte und Tagelöhnerkaten zusammen. „Hinter der Zeit blieb hier das Leben, es ging langsamen Schritt.“

Der Acker ist ein großer Wert. Auf ihm, an ihm erlebt der einfache Mensch die Jahreszeiten. Das Wort Schönheit in unserem Sinn gibt es in Coolens Sprache nicht. Wenn er den Acker preist, rühmt er ihn, wie es ein Bauer tut. „Jeder neue Frühling hat seinen eigenen Blust, die Ernten auf den Feldern kehren wieder Jahr für Jahr. An den Kornäckern magst du entlanggehen, die Körner zwischen den Fingern zerreiben zu Mehl, hundert Jahr lang war es so, immer ist das neu und jung.“ Das ist kein gefühliges Von-Fern-Stehen. Der Mensch wurzelt in dem Boden dicht neben dem ragenden Roggen. Über ihm steigt der Mond, um seine Wangen streicht der Abendwind. Nachbar, Verwandter, Ding aus gleicher Erde gemacht ist der Halm neben dem Menschen, ist die Silberweide, ist der brave Wallach,

¹⁾ Deutsch bei Hegner, Leipzig.

²⁾ Im Insel-Verlag erschien „Brabanter Volk“, ferner erschienen die Erzählungen „Der Mann mit dem Kasperletheater“ (Frankf. Ztg.), „Die Geschichte vom guten Pferd“ (Die Neue Linie, Leipzig), „Die Legende von Dismas dem Räuber“ (Germania, Berlin).

der den Pflug durch die Furche zieht. Tief und gleichmäßig geht der Lebensatem des brabantischen Volkes, tief und schwer im Alltagskampf um Acker, Brenntorf, Vieh und Weib und Kind. Langsam wie das Wort keimt die Tat, die gute wie die böse. Spät, aus weiten Ebenen des Alltags bricht sie plötzlich aus, mit der Unabänderlichkeit der Naturgewalt, trifft zerichmetternd, oder wächst, einmal ins Rollen gekommen, lawinenartig an bis zum Verbrechen. Wie der leibhaftige Böse nistet sich das Unheil in den Menschen ein. Mühsam behauptet sich der Daseinswille der Gemeinde gegen diese unheimliche Macht. Täglich muß sie das Ich, dieses seltsame Gemisch aus Geltungsdrang und Hingabe, aus Gut und Böse, bewahren und bekämpfen zugleich. Eng sind die Hohlwege bäuerischer Sitte, enger noch als die Wege des Bürgertums, rücksichtslos wird der Störer der primitiven Ordnung ausgestoßen. Was wird da aus dem Menschen, dem hinfälligen, wer fängt die kranke Seele auf?

Fast in jedem Buche Coolens trifft man auf eine seltsame Gestalt, ein Geschöpf abseits der Dorfgemeinschaft, scheinbar feind der Gesellschaft, bald spukhaft außerhalb des Gesetzes, bald spröde überlegen, scheinbar gottlos und ohne gottgefälliges Gewerk. Und doch hat solch ein Mensch sein Amt: Er ist der Mittler. Er ist nicht hinwegzudenken, ohne daß die Welt ärmer und kälter würde. „Der Klausner“, heißt er in „De goede Moordenaar“, ein Erdölhändler und Schmuggler ist er in „Het donkere Licht“¹⁾. Was aus dem Dorf verstoßen ist, Schwachsinnige und Landstreicher, Zuchthäusler und verirrte Mädchen, sie alle finden Zuflucht bei denen, die nichts mit den Daseinsgierigen gemein haben. Dumpfe Gottverneiner und überwache Zweifler, die sie sind, haben sie doch ihren Ort in der katholischen Weltordnung, die auch im Gottesfeind ein Werkzeug des Schöpfers sieht.

In Coolens neuestem Buch „Dorp aan de Rivier“²⁾ ist eine solche Mittlergestalt zum Urbild des unabhängigen, seelisch starken Mannes geworden. Als Arzt wirkt und lebt er in der Dorfgemeinschaft, hoch geehrt und ein Helfer in allen großen und kleinen Leibesnöten — und dennoch als ein Fremder, der heimlich unter seiner Losgelöstheit, seiner Freiheit leidet. Er ist keiner von den geheimnisvollen Geschlagenen und Begnadenen. Eine gute Frau begleitet ihn ein weites Stück Lebensweg und trägt ihm Kinder, Prachstücke von Jungens, aus. Was er ansaßt, gelingt. Das Treibeis der Maas hält unter seinen Füßen, als er den nächtlichen Gang über den Fluß zu einer Patientin wagt. Mißgunst und Verdächtigung umbranden ihn, aber sein „Gott segne Euch“, mit dem er jeden Kranken verläßt, wird um

¹⁾ Die niederländischen Ausgaben der neueren Bücher Coolens erscheinen bei Nijh & van Ditmar, Rotterdam.

²⁾ Erschien soeben deutsch im Insel-Verlag, Leipzig.

keinen Ton weniger herzlich. Der Dichter der dunklen Schicksalsverstrickungen kommt mit einem hellen Buch voll üppigen Lebens zu uns. Er ist seiner Art nicht untreu geworden. Auch dieses Buch strömt von scharf gesehenen und warmherzig berichteten Episoden, die sich zu einer ebenso dornenvollen wie blütenreichen Hecke ineinander schlingen.

Coolen nähert sich mit diesem Buch seinem verehrten älteren Freund Felix Zimmermans, der bei uns seit langem Heimatrecht erworben hat, vor allem mit seinem „Pallierter“¹⁾. Wer dieses Buch liest, der sieht gleichsam einen Garten im warmen Dunst des Mairegens ins Grün schießen. Unbeschwert, in glücklicher Freiheit scheint sich diese Pracht zu entfalten. Wir staunen über so viel Unbekümmertheit und Leichtigkeit. Wo ist die Schwere, das Grüblerische, das uns so oft im flämisch-brabantischen Lande begegnet? Das veranlaßt uns näher zu betrachten, wie der Pallierter zustande kam. Der Dichter schrieb das Buch, als er sich gerade von schwerer Krankheit erhoben hatte. Die Sonne scheint heller, war sie lang verhangen, und der ganze Überschwang einer gesunden Natur sprang auf als die Fessel der Krankheit gefallen war.

Der Überschwang ebbt ab, und das Gleichgewicht aus Fragen und Bejahren ist so echt, wie das wundergleiche Überschaumen fröhlicher Lebenskraft echt war. Und um so köstlicher sind die neuen Erdenfreuden, die immer wiederkehren auch im ernstesten Werk, wenn man erkannt hat, wie dick die Erdenkruste aus Leid und Mühjal und Zweifel ist, die sie zu durchstoßen haben. Dies Widerspiel der Mächte treffen wir in der einfachen Deutung der Gestalt des großen Grüblers, Genießers und Bildchronisten, der Brueghel heißt, das Lebensbild eines Artverwandten aus entlegener und bei der Gemeinsamkeit des Bodens doch naher Zeit. Um den Pallierter herum und eingestreut zwischen die ernstesten Lebensbücher liegen zahlreiche Legenden, vom Jesuskind in Flandern, den Heiligen drei Königen, von frommen Beginchen und schließlich das Biedermeieridyll „Die Delphine“ mit seinen Buckelpflastergassen, mit seiner Parklausigkeit und den komischen Käuzen, die sich in dem köstlichen Narritätengarten herumtreiben.

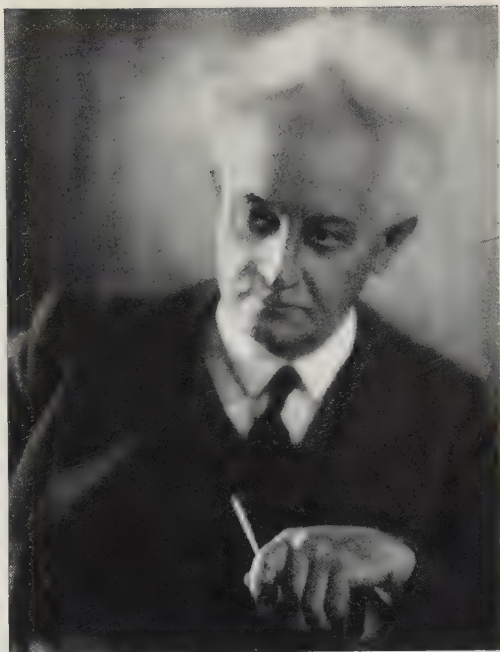
Die panische Pracht und die liebenswürdige Kleinbürgerlichkeit dieser freundlich stillen oder fröhlich lauten Büchlein durchwärmt eine starke Religiosität katholischen Gepräges. Glaubenseinfalt, Gottnatur und Märchenzauber fließen zusammen mit einer herzhaften Irdischkeit. In seinem großen Legendenbuch vom heiligen Franziskus hat diese Gesinnung den bisher reichsten Ausdruck gefunden. Der Heilige von Assisi ist der geistige Bruder Pieter Brueghels. Über das Land des südlichen Gottesmannes läßt

¹⁾ Die deutschen Ausgaben der Bücher von Zimmermans erscheinen im Insel-Verlag, Leipzig.

Zimmermans die flämische Sonne scheinen, hängt die dicken Sommerwolken des brabantischen Himmels darüber und läßt das Land, das kaum einen Winter kennt, im klirrenden Frost des Nordens erstarren, bis aus ihm alles romanisch Fremde geschwunden ist. Als ein Narr Gottes verzückt in den Schöpfer, verzückt in die Schöpfung, wandert Franziskus durch eine gegenwärtige Welt voller Lebenslust, als ein heiliger Eiferer, aus Liebe zu dem beständigen Boden und der unbeständigen Kreatur auf ihm.

Nach diesen Wegen in die Ferne, bei denen er doch die Heimat immer in sich trug, ist Zimmermans mit seinem neuesten Werk wieder dort angelangt, von wo er ausging, bei dem von Lebenskräften übervollen bäuerischen Menschen seiner Heimat. Wortel, der im „Bauernpsalm“ seine Lebensgeschichte erzählt, ist ein neuer Pallieter. Vergleicht man das frühe Buch mit einem von tobender Wachslust erfüllten Bauerngarten, so muß man das neueste Buch eine wahre Gemarkung des Lebens nennen, einen Landstrich mit windgezausten Pappeln, mit unermüdlich fruchtbaren Äckern, mit altem doch in jedem Frühsommer gleich prangenden Weißdorn und zerfurchten Wegen — so unendlich reich, so gesund ist dieser Bereich. Gott ist überall am Werk, und die Natur schlägt sich mit ihm herum, demütig, listig, beseligt, auffällig, immer voller Lust, sich ihm zu ergeben und ihn sich zu unterjochen. Mit wenig Worten, als seien sie mit der Faust auf den Tisch gehauen, steht alles da, was geschehen ist und wie es wahr. Die Frau, in die Wortel sich über einem geteilten Butterbrot vergafft hatte, holte er sich mit Keilereien und Abendheimlichkeiten, das erste Kind kam zur Welt, als das Hochwasser ums Haus rauschte. Es starb nach ein, zwei Jahren, es kamen zahllose nach, gesunde, gute, mißglückte; eins blind, eins idiotisch, zwei die ins Kloster gingen und ein paar noch, die starben. Er fand sich mit allem zurecht, haderte manches Mal mit Gott, schlug sich mit den Ungeratenen herum, machte schlimme Sachen mit der fremden Magd, mußte sich den Kopf zerdenken, wie er den Pfarrer um die Beichte betrügen könnte und beichtete schließlich doch. Die Frau, die gute, mußte ihn halten, wenn sein wilder Sinn ausbrechen wollte. Dann kam das Schlimme mit dem Tod der Frau, eine heftige und leidige zweite Ehe, fast noch eine dritte, die man ihm aufschwätzen wollte. So verliefen die Jahrzehnte und der Berichtende ist versucht, ausführlich zu erzählen was sich zwischen den grob angedeuteten Stationen alles abspielte; zu erzählen von dem klugen Bauernpriester, Wortels Freund, von den Frauen, den Mühsalen mit den Kindern und vor allem, wie immer von neuem sich der einfältige und listige, bescheidene und greisgierige alte Wortel mit seinem Gott ausspricht, ja vor allem, wie er das macht! Wir wissen, wie geradezu und saftig Zimmermans erzählen kann. Von dem neuen Buch muß gesagt werden, daß es nie so packend war und so ans Herz ging wie hier.

Die Niederländer gleichen, wenn sie reisen, in mancher Hinsicht den Engländern. Sie tragen ihre heimatliche Art mit sich herum, und es ist ihnen nicht gegeben, sich in fremdes Wesen so sehr zu vertiefen, wie es der Deutsche etwa tut. Er bleibt der Reisende und selbst tiefste Neigung trägt ihn nicht über die Schranke, die ihm seine nationale Eigenart setzt. Der Mangel an Hingebungs-fähigkeit ist zugleich die Stärke seines Selbstbewußtseins. Aus Neigung und Hemmung erwächst mancher Bericht, der durch seine Gehaltlosigkeit achtungsgebietend ist.



Arthur van Schendel

Wenn Doolard in seinem „Orient Express“ und in seinen „Druidenplukkers“ südliche Länder Europas schildert, so bleibt es trotz aller Farbigkeit doch beim Erzählen von etwas Fremdem. Augusta de Wit bleibt Europäerin in ihrem Fühlen und Urteilen, wenn sie auch noch so tief die melancholische Schönheit und die betäubenden Gifte der Tropen in sich hinein hat wirken lassen.

Nicht anders steht es mit den Gängen in die Fernen der Vergangenheit. Die historische Erzählung – aus dem Blaubartbuch de Pillecijs und Clauerhoffs „Verboden Rijk“ wurde es deutlich – bestet ihre Gestalten gesinnungsmäßig an die Gegenwart – oder an eine Vergangenheit, die sich offen als Märchenreich bekennet, um einiges Ungewöhnliche zeigen zu können. Historische Künstlerromane wie Kelks „Jan Steen“ und Theun de Vries' „Rembrandt“ bleiben für unseren Geschmack unbefriedigend, weil sie in einer uns allzu bedenkenlos anmutenden Weise ihre Helden vergegenwärtigen. So bedeutend die historische und kunsthistorische Forschung der Niederlande ist, so sehr fehlt es an dichterischer Durchdringung, es sei denn, daß wir in diesem Zusammenhang an Zimmermans „Brueghel“ und „Franziscus“ denken. Diese Gestalten sind so wenig historisch und so echt legendarisch wie ein Dürerscher Apostel.

Der bedeutende Romantiker im heutigen niederländischen Schrifttum und ein wahrhafter Dichter zugleich ist Arthur van Schendel, wenn wir als

wesentlichen Zug der Romantik das Einfühlen, die Hingabe an das Artferne, die heimliche Wurzelberührung mit Entlegenem bezeichnen. Das Werk des schon über die Schwelle der Sechzig Geschrittenen ist besinnlich und weich, klar und von reichster Feinteilung, er ist ein Romantiker von klassischer Zucht.

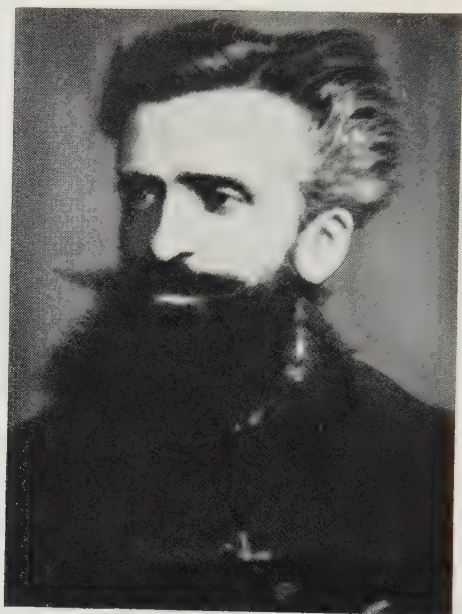
In Indien als Offizierssohn geboren, mit seiner Jugend an das alte Amsterdam verpflichtet, Jahrzehnte in England und Frankreich, studierend, lehrend lernend, tief berührt von der verhangenen Seltsamkeit Schottlands, zum Kenner der südlichen und westlichen Sprachen und Kulturen reisend, schließlich für lange von der Klarheit des florentinischen Himmels gebannt — so ist er der Typ des Schweifenden, des Suchers und Genießers, wie sich ja im Romantischen Angenügen und Genuß oft zusammenfinden. Zum Erkennen und Aufnehmen in jeder Lage, an jedem Ort bereit, rastlos mit dem harten, feingespitzten Bleistift notierend, so konnte er ein Werk schaffen, das dem Dichter Verlaine (dessen Biographie er schrieb) ebenso gerecht wurde wie dem Urbild des holländischen Seemanns, seinem Brouwer in „Het fregatschip Johanna Maria“¹⁾. Er verstand es, die Gestalt des französischen Lyrikers aus dem Zwielficht von Klatsch, Genialität und Polemik herauszulösen und das Große an ihm, das menschlich Ergreifende freizulegen, mit einem unerhörten Fleiß jeden Umstand klärend, mit Zartgefühl und sucherischer Leidenschaft eindringend und in der klar geformten Darstellung doch so sehr Abstand wahrend, wie es ihm seine holländische Wesensart gebot. In die Reihe dieser dichterisch erkennenden Arbeiten gehören seine biographischen Skizzen vorbildlicher Frauen („Blanke Gestalten“) und die „Minnebrieven van een Portugeesche Non“, die Rilke aus den gleichen Quellen wie van Schendel ins Deutsche übertragen hat.

Wer sich neben diesen drei Arten von Büchern seine Seemannsgeschichte vergegenwärtigt, wird erstaunt sein von der Reichweite seines Geistes, wozu ihn sein eindringlicher Ernst und seine tiefe Achtung vor dem Menschlichen befähigt. Die Leistung wird um so merkwürdiger, wenn wir feststellen, daß es keine irgendwie namhafte See- und Abenteuerliteratur im Holländischen gibt. Es fehlen die wichtigsten Voraussetzungen: Lust an der farbigen Welt, der Reiz des Geheimnisvollen und Freude am Kampf. Der Weltmann Arthur van Schendel hat ein stockholländisches Buch geschrieben. Breit und nüchtern rollt die Lebensgeschichte des Segelschiffs ab. Und in diesem Leben eines Schiffs läuft der Lebensfaden eines einfachen, harten Menschen, der als Zimmermann das junge Schiff betritt, mit jeder Nahe und jeder Planke verwächst. Er will das Schiff besitzen. Er spart und handelt und schmuggelt, folgt dem Schiff durch alle Länder und Meere, weiß es immer wieder zu finden, schützt Holz, Tau und Segel vor der verständnislosen Roheit fremdländischer

¹⁾ Deutsch bei Rainer Wunderlich, Tübingen.

Besitzer, die es von Hand zu Hand, von Land zu Land weiterverkaufen. Endlich nach mühseligen Jahrzehnten gewinnt er sein Schiff und birgt den alten mißhandelten Schiffsrumpf im Hafen seiner Heimatstadt Amsterdam. Kaum je ist die zähe Treue des Holländers zu seinem Besitz, kaum je die lautere Antwort des geliebten Gegenstandes großartiger und klarer zutage getreten. So wie der holländische Maler des 17. Jahrhunderts Haus und Gerät, Stoff und Landschaft geheiligt hat dadurch, daß er sich diesen einfachsten Dingen völlig hingab, so wird hier nüchternes Besitzstreben geheiligt durch die Anerkennung einer Verpflichtung auf Leben und Tod.

Arthur van Schendel lebt zurückgezogen — nicht ungesellig, nein, geehrt inmitten eines kleinen Freundeskreises, aber gänzlich unauffällig. Antoon Coolens Haus liegt in einem hoch umfriedeten Garten am Rand des Peel, des großen Heide- und Moorlandes in der entlegenen Südostecke des Landes. Beide führen kein öffentliches Dasein, und der Reihe nach könnte man von allen Sprechern der Niederlande gleiches berichten. Ihre Bücher werden von einer breiten bürgerlichen Schicht gelesen, und der einfache Bauer begegnet dem Dichter, der neben ihm wohnt, mit einer Achtung, in der das Vertrauen wohnt. Nirgends bemerkt man den Anspruch auf Führerschaft oder auf Sonderrechte des Künstlers, aber ihr Wort gilt viel. Die Gestalten und die Dinge, von denen ihre Geschichten und Gedichte leben, sind Zeichen für Vielheiten, für Gemeinsames. Die Dichter und ihre Gestalten, sie meiden die Vereinzelnung, sie sind nichts als Teile eines Ganzen, Erste unter Gleichbürtigen, sowie das Gesicht und die Gestalt in einem Bild des Delfter Vermeer für sich nichts sind, jedoch im Konzert der Farben und Formen des Bildraums etwas Kostbares unter Kostbarem. Die bürgerliche Ehen vor der Individualität ist das Kennzeichen des dichterischen Lebens. „Alle Werte und Vorzüge der Niederlande“, so folgert Huizinga aus der Geschichte des Landes, „beruhen weder auf den Verdiensten der Einzelnen, noch auf der Vortrefflichkeit der staatskundigen Ordnung und Leitung, noch ausschließlich im Zusammentreffen der Umstände. Wer den Grund in einen Ausdruck fassen will, — wäre auch sein Maßstab ein rein vernunftmäßiger — könnte kein besseres Wort finden als das vom göttlichen Segen. Die Geschichte mag andere Völker lehren, auf ihre ruhmreiche Vergangenheit stolz zu sein, für uns lautet ihre Lehre, wenn man sie recht begreift, nichts als Demut.“



Gustave Le Bon

(1841—1931)

Aus „Psychologie der Massen“ (Kröners Taschen-Ausgabe)

Die unbewußte Wirksamkeit der Massen, die an die Stelle der bewußten Tatkraft der Einzelnen tritt, bildet ein wesentliches Kennzeichen der Gegenwart.

In den meisten Fällen zeigt die Handlungsweise der Massen eine außerordentlich niedrige Geistigkeit; aber in anderen Handlungen scheinen sie von jenen geheimnisvollen Kräften gelenkt zu werden, welche die Alten Schicksal, Natur, Vorsehung nannten, die wir als die Stimmen der Toten bezeichnen, und deren Macht wir nicht verkennen können, so unbekannt uns auch ihr Wesen ist. Oft scheint es, als ob die Völker in ihrem Schoß verborgene Kräfte tragen, von denen sie geführt werden.

Das Zeitalter, in das wir eintreten, wird in Wahrheit das Zeitalter der Massen sein.

Die Massen haben nur Kraft zur Zerstörung. Ihre Herrschaft bedeutet stets eine Stufe der Auflösung. Eine Kultur setzt feste Regeln, Zucht, den Übergang des Triebhaften zum Vernünftigen, die Vorausberechnung der Zukunft, überhaupt einen hohen Bildungsgrad voraus — Bedingungen, für welche die sich selbst überlassenen Massen völlig unzugänglich sind.

Plötzlich wird die blinde Macht der Masse für einen Augenblick zur einzigen Philosophie der Geschichte.

Die Massenpsychologie zeigt, wie außerordentlich wenig Einfluß Gesetze und Einrichtungen auf die ursprüngliche Natur der Massen haben und wie unfähig diese sind, Meinungen zu haben außer jenen, die ihnen eingeflößt wurden; Regeln, welche auf rein begrifflichem Ermessen beruhen, vermögen sie nicht zu leiten.

Tausende von getrennten Einzelnen können im gegebenen Augenblick unter dem Einfluß gewisser heftiger Gemütsbewegungen, etwa eines großen nationalen Ereignisses, die Kennzeichen einer psychologischen Masse annehmen.

Andererseits kann bisweilen ein ganzes Volk ohne sichtbare Zusammenscharung unter dem Druck gewisser Einflüsse zur Masse werden.

Zwischen einem großen Mathematiker und seinem Schuster kann verstandesmäßig ein Abgrund klaffen, aber hinsichtlich des Charakters ist der Unterschied oft nichtig oder sehr gering.

In der Masse ist jedes Gefühl, jede Handlung übertragbar, und zwar in so hohem Grade, daß der Einzelne sehr leicht seine persönlichen Wünsche den Gesamtwünschen opfert. Diese Fähigkeit ist seiner eigentlichen Natur durchaus entgegengesetzt, und nur als Bestandteil einer Masse ist der Mensch dazu fähig.

Die Hauptmerkmale des Einzelnen in der Masse sind also: Schwinden der bewußten Persönlichkeit, Vorherrschaft des unbewußten Wesens, Leitung der Gedanken und Gefühle durch Beeinflussung und Übertragung in der gleichen Richtung, Neigung zur unverzüglichen Verwirklichung der eingeflößten Ideen. Der Einzelne ist nicht mehr er selbst, er ist ein Automat geworden, dessen Betrieb sein Wille nicht mehr in der Gewalt hat.

Da die Reize, die auf eine Masse wirken, sehr wechseln und die Massen ihnen immer gehorchen, so sind sie natürlich äußerst wandelbar. Daher sehen wir sie auch in demselben Augenblick von der blutigsten Grausamkeit zum

unbedingtesten Heldentum oder Edelmut übergehen. Die Masse wird leicht zum Henker, ebenso leicht aber auch zum Märtyrer.

In dem Augenblick, da sie zu einer Masse gehören, werden der Ungebildete und der Gelehrte gleich unfähig zur Beobachtung.

Alle Gefühle, gute und schlechte, die eine Masse äußert, haben zwei Eigenrümlichkeiten; sie sind sehr einfach und sehr überschwenglich. Wie in so vielen andern, nähert sich auch in dieser Beziehung der Einzelne, der einer Masse angehört, den primitiven Wesen. Gefühlsabstufungen nicht zugänglich, sieht er die Dinge grob und kennt keine Übergänge. Der Überschwang der Gefühle in der Masse wird noch dadurch verstärkt, daß er sich durch Euggestion und Übertragung sehr rasch ausbreitet und daß Anerkennung, die er erfährt, seinen Spannungsgrad erheblich steigert.

Ein ausgesprochener Verdacht wird sogleich zu unumstößlicher Gewißheit. Ein Keim von Abneigung und Mißbilligung, den der Einzelne kaum beachten würde, wächst beim Einzelwesen der Masse sofort zu wildem Haß.

Trönen die Massen also oft niedrigen Instinkten, so bieten sie manchmal auch wieder Beispiele hochsittlicher Handlungsweise. Wenn Uneigennützigkeit, Entsagung, bedingungslose Hingabe an ein eingebildetes oder wirkliches Ideal sittliche Tugenden sind, dann kann man sagen, daß die Massen diese Tugenden oft in einem so hohen Grade besitzen, wie ihn die weisesten Philosophen selten erreicht haben.

Der Wert einer Idee ihrer Rangordnung nach ist übrigens bedeutungslos; nur die von ihr erzeugten Wirkungen sind zu beachten.

Auch sind die Massen in bezug auf Ideen immer mehrere Generationen hinter den Wissenschaftlern und Philosophen zurück.

Oft staunen wir beim Lesen über die Schwäche gewisser Reden, die ungeheuren Eindruck auf ihre Zuhörer gemacht haben; aber man vergißt, daß sie dazu bestimmt waren, Massen hinzureißen, und nicht dazu, von Philosophen gelesen zu werden.

Die Urteile, die die Massen annehmen, sind nur aufgedrängte, niemals geprüfte Urteile. Viele Einzelne erheben sich in dieser Beziehung nicht über die Masse. Die Leichtigkeit, mit der gewisse Meinungen allgemein werden, hängt vor allem mit der Unfähigkeit der meisten Menschen zusammen, sich auf Grund ihrer besonderen Schlüsse eine eigne Meinung zu bilden.

Alles, was die Phantasie der Massen erregt, erscheint in der Form eines packenden, klaren Bildes, das frei ist von jeder Deutung als Zubehör und nur durch einige wunderbare Tatsachen gestützt: einen großen Sieg, ein großes Wunder, ein großes Verbrechen, eine große Hoffnung.

Für die Massen muß man entweder ein Gott sein, oder man ist nichts.

Die Volksbewegung, die unter dem Namen Boulangismus bekannt wurde, hat bewiesen, wie leicht die religiösen Instinkte der Massen der Erneuerung fähig sind. Damals gab es kein Dorf- oder Stadthaus, in dem nicht das Bild des Helden zu finden war. Man schrieb ihm die Macht zu, allen Ungerechtigkeiten, allen Übeln abzuhelpen, und Tausende von Menschen hätten ihr Leben für ihn hingegeben. Welchen Platz hätte er in der Geschichte eingenommen, wenn sein Charakter mit der Legende Schritt gehalten hätte!

Es ist also die Aufgabe eines Volkes, die Einrichtungen der Vergangenheit zu bewahren, indem es sie nur nach und nach verändert. Die Römer im Altertum und die Engländer in der Neuzeit sind fast die einzigen, die sie verwirklicht haben.

Die Bildung einer Staatsordnung erfordert Jahrhunderte, und Jahrhunderte braucht es zu ihrer Wandlung.

Die Völker werden immer von ihrem Charakter beherrscht, und alle Einrichtungen, die sich diesem Charakter nicht innig anschmiegen, sind nichts als ein ausgeliehenes Gewand, eine vorübergehende Verkleidung.

Die große Triebkraft der Völkerentwicklung war niemals die Wahrheit, sondern der Irrtum.



D^r Fritz Klein

K u n d s c h a u

Dr. Fritz Klein†. Gebürtig aus einer seit achthundert Jahren in Siebenbürgen ansässigen deutschen Pfarrersfamilie, kam er nach fünfjährigem Kriegsdienst in der österreichisch-ungarischen Armee bald nach Kriegsende in das Deutsche Reich. Am 8. Mai 1936 fand er als Oberleutnant der Reserve, nachdem er schon lange die deutsche Reichsangehörigkeit besaß, während einer militärischen Übung, zu der er sich gemeldet hatte, um im vollendeten Sinne seiner reichsdeutschen Pflicht zu genügen, durch Sturz vom Pferde in der deutschen Garnisonstadt Liegnitz den Soldatentod. Durch dieses Ende als Offizier des Deutschen Reiches schloß Fritz Klein sinnvoll den Ring seines Lebens, und nur von hier aus können alle die, denen sein Tod einen unerseßlichen Verlust bedeutet, die Stille des Herzens gewinnen, aus der heraus man sich nicht mehr auflehnt gegen die Härte des Geschehens. Er, der Sohn eines der begabtesten deutschen Stämme außerhalb der Reichsgrenzen, überschritt diese Grenzen schon als ein Soldat des deutschen Volkes, wenn er auch durch viele Jahre rastlosen Schaffens das Soldatenkleid nicht getragen hat. Er war ein besonders ausgezeichneteter Abgesandter aus der großen Kraftreserve des deutschen Volkes, das seinen Söhnen, die außerhalb der Reichsgrenzen siedeln, so viele hervorragende Kämpfer für seine Sache verdankt. Er kam zu einer Zeit in das Reich, als es weder sehr lohnend noch sehr ehrenvoll erschien, Bürger dieses zerschlagenen und sich selbst erniedrigenden Reiches zu sein. Fritz Klein trat damals mit der vornehmen Selbstverständlichkeit seines Wesens in die Reihe der Kämpfer für den Wiederaufstieg des deutschen Volkes. Seiner besonderen Begabung verdankte er es, daß er in einer wohl beispiellosen Laufbahn schon mit dreißig Jahren Chefredakteur der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ wurde und sie nun in den acht Jahren seiner Leitung zu einer Bedeutung erhob, die ihr europäisches Gehör sicherte. Was Fritz Klein in den schweren Jahren des Ringens um die deutsche Wiederaufrichtung im Innern und nach außen geleistet hat, gehört der Nachkriegsgeschichte an. Der junge Journalist, der sich mit der Sicherheit der großen politischen Publizisten auch auf dem schwierigen Genfer und anderen weltpolitischen Parketten bewegte, gewann ebenso schnell die Achtung der Kollegen der Weltpresse wie das Vertrauen der reichsdeutschen Journalisten, die ihn bald auf den damals verantwortungsvollen Posten des Vorsitzenden des „Vereins Berliner Presse“ beriefen. Nach seinem Scheiden aus der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ gründete er gemeinsam mit Paul Fechter eine für das Deutsche Reich neuartige Wochenzeitung, die „Deutsche Zukunft“, die unter schwieriger Arbeit bald der Berater der deutschen Menschen wurde, die mit ihrem innersten Herzen um die Sinnbedeutung des großpolitischen und des deutschen Geschehens rangen. Die Bedeutung der

hier geleisteten Arbeit wird eine im Gefühl und in der Haltung ausgeglichene Betrachtung späterer Zeiten richtig einordnen, und sie wird nicht zögern, Fritz Klein die Ehre zu geben, die seine Freunde ihm schon immer zuerkannt haben. Er ist, wie der militärische Nachruf es hervorhob, ein Soldat des deutschen Volkes von vorbildlicher Haltung gewesen.

Frontsoldaten sind es gewohnt in hartem Erleben, bei einer entstandenen Lücke die Reihen fester zu schließen. Aber in diesem Kameraden verlieren wir alle nicht nur einen tapferen Mitstreiter von überragender Bedeutung, sondern auch einen Menschen, den man lieb haben mußte, wenn man ihm nahe sein durfte. In Fritz Klein mischten sich reichsdeutsche, ja preussische Züge mit den geheimnisvollen, dämonischen Beigaben, die ein deutscher Stamm in südöstlicher Umwelt sich in Jahrhunderten erworben hat. Von durchdringendem, klarem Verstande, mit echter Leidenschaft des Denkens und Fühlens, die durch eine außerordentliche Ruhe, gewonnen nicht aus einer Langsamkeit des Herzens, sondern aus einer durchaus männlichen, beherrschten Haltung gegenüber der Umwelt, sich zu seltener Blüte steigerte, mit einem heißen Herzen in Zuneigung und Ablehnung, den Freunden der klügste und klarsichtigste Berater, den Gegnern ein zuverlässiger Feind, war in Fritz Klein eine Steigerung bester schicksalhafter deutscher Eigenschaften. Er war ein politischer Mensch bis in die letzte Faser seines Wesens, dem ein reiches geschichtlich-politisches Wissen immer bereit zur Verfügung stand und den eine sichere große Konzeption bei seiner Urteilsbildung leitete. Seine großen Fähigkeiten waren in keiner Weise ausgeschöpft: auch die größte Aufgabe, vor die man ihn gestellt hätte, würde er gemeistert haben. Er erhob Ansprüche an das Leben und an seine Umwelt, weil sein Eigengewicht sie erheben mußte. Um ihn war Atmosphäre, und die Ausstrahlungen seiner starken Natur teilten sich auch dem Widerstrebenden mit, wie sein überlegener Humor seine Freunde entzückte. Im Anpacken des Lebens und seiner Schwierigkeiten, in seiner seelischen und geistigen Haltung war Kraft und Stil. In der schweren Zeit des Übergangs reifte er innerlich in einem Maße, das Achtung erzwang. — Ich hatt' einen Kameraden . . .

Schwüle Luft. Die Schlagzeilen der Tagespresse zeigen deutlich die gesteigerte Unruhe, die in Europa an Heftigkeit nur gewonnen hat. Auch vollendete Tatsachen haben in der Politik nicht immer die Festigkeit des Bestandes, wie ihre Urheber anzunehmen scheinen. Die Verkündung des italienischen Imperiums, die Annexion Abessinien und die Proklamierung des italienischen Königs zum Kaiser von Abessinien brachten in der Zeit des Siegestaumels Äußerungen des maßgebenden italienischen Staatsmannes und der italienischen Presse zuwege, die zweifellos das englische Gefühl erheblich verletzt haben. Es kommt hinzu, daß die Abreise der Italiener aus Genf, die ohne Verständigung des englischen Außenministers Eden erfolgte, eine gewollte Brückierung dieses in Italien besonders verhassten Mannes bedeutete. Neben vielen anderen bemerkenswerten Eigenschaften haben die Engländer auch in

der Politik ein gutes Gedächtnis, und es scheint so, als ob sie zur Liquidierung von Kränkungen sich Zeit lassen werden im Vertrauen auf ihr gutes Gedächtnis. In Italien ist eine gewisse Ernüchterung eingetreten, und der letzte Schritt Mussolinis, der ausgesprochen ein Versöhnungsangebot an England ist, muß hierauf zurückgeführt werden. Die Nichtanerkennung der neuen Situation durch den Völkerbund erschwert Italiens Lage erheblich. Ob er die bestehende sehr starke Spannung zu verringern in der Lage ist, kann bei Abschluß dieser Übersicht am 22. Mai nicht gesagt werden. Fest steht jedenfalls, daß England ein gewaltiges Aufrüstungsprogramm durchführt, eine Regierungsumbildung vorbereitet — Hoare ist ja bereits wieder in einer maßgebenden Stelle, einen neuen Mittelmeerpakt betreibt, und daß vorläufig die Sanktionen nicht aufgehoben werden, und solange Sanktionen bestehen — die Italiener haben erklärt, die Anti-Sanktionen selbst bei Aufhebung der Sanktionen fortsetzen zu wollen — ist an eine Vereinigung des Gegenatzes, der sicherlich stärker, als die englische Politik der großen Linie es wünscht, gegenwärtig die Politik beherrscht, nicht zu denken. (Vielleicht kann ein klares italienisches Angebot über den Sana-Seo Wunder wirken.) Über Frankreich läßt sich heute nichts sagen, da die endgültige Zusammensetzung der neuen Regierung noch nicht feststeht. Für uns ist diese Frage besonders wichtig wegen der noch offenen Beantwortung des englischen Fragebogens. Die Katastrophe des Völkerbundes ist durch nichts mehr zu verhüllen. Jetzt ist Guatemala, der fünfte Staat, nach Brasilien, Costa Rica, Japan und Deutschland, ausgetreten. Das ist sicherlich keine weltererschütternde Angelegenheit, aber eine sehr kennzeichnende Illustrierung der Einschätzung des Völkerbundes. Die drängenden Fragen europäischer und außereuropäischer Politik machen eine sofortige Inangriffnahme der Reformen, wenn man überhaupt am Völkerbund festhalten will, notwendig, machen sie aber wegen ihrer starken Spannungsmomente zugleich unmöglich. — Weitere politische Unruheherde brodeln stärker als bisher. In Polen wird der Versuch gemacht, durch den sogenannten starken Mann Skladkowski die innere Bedrohung durch die Unruhen in der Arbeiter- und Bauernschaft mit Gewalt zu unterdrücken. In Österreich ist der Fürst Starhemberg einigermaßen kultgestellt worden. Sehr ernsthaft wird aber als Ergebnis der Reise Sir Austen Chamberlains die Schaffung eines großen Bundes autonomer Staaten im Rahmen der ehemals österreichisch-ungarischen Monarchie unter einem Habsburger, freilich unter veränderten staatsrechtlichen Grundlagen, erörtert. In Kleinasien ist keine Beruhigung eingetreten und die Spannungen im Fernen Osten haben gleichfalls zugenommen, so daß sowohl die Sorgen Rußlands größer geworden sind wie auch die englische Politik auf weite Sicht erneut daran erinnert worden ist, sich ein ruhiges Europa zu schaffen, auch um den Preis sehr ernsten Einsatzes für die eigentlichen Entscheidungen der Weltpolitik die Hände frei zu bekommen.

Zu Oswald Spenglers Tode. Der so unerwartet gekommene Tod Oswald Spenglers hat in weiten Kreisen eine tiefe Erschütterung ausgelöst. Man konnte es in den ersten Tagen nach dem Ereignis deutlich spüren an der

Art, wie darüber gesprochen wurde, und auch an den verschiedenen Nachrufen, die fast durchgehend unter dem Eindruck eines schweren Verlustes, wie er auch immer interpretiert werden mochte, geschrieben waren. Seit dem Hinscheiden Stefan Georges ist wohl kein Ereignis gewesen, das den deutschen Geist ähnlich tief getroffen hätte. Hatte sich doch gerade in den letzten Jahren um den als Schriftsteller schweigsamer gewordenen Spengler bereits ein leiser Mythos gewoben. Es genügte das Bewußtsein, daß er „noch da war“. Um so lähmender deswegen der Verlust, der in einer viel tieferen Schicht zu suchen ist als im nur wissenschaftlichen oder schriftstellerischen Bereiche. Spengler wollte gewiß noch manches schreiben, das uns durch seinen Tod nun auch verlorengegangen oder höchstens in unvollendetem Nachlaß erhalten ist: einen metaphysischen Unterbau seines Hauptwerkes, der schon vor Jahren einmal angekündigt war, dann den zweiten Teil seiner lest erschienenen Schrift „Jahre der Entscheidung“ unter andern. Und doch wiegen diese Verluste wenig gegenüber der allgemeinen moralischen und geistigen Kraft seiner lebendigen Persönlichkeit, die nunmehr dahingegangen und in ihrer Art kaum zu ersetzen ist. Denn so sehr Spengler nur als glänzender wissenschaftlicher Schriftsteller begonnen hatte und auf diesem Wege zu Ruhm und weltweitem Echo gekommen war: schon der zweite Teil des Unterganges und die kleine Schrift „Preußentum und Sozialismus“ kündeten darüber hinaus die Entwicklung eines Geistes an, der über das literarische Wort entschlossen zur geistigen Tat drängte. Ob Untergang des Abendlandes oder nicht, ob Kulturzyklentheorie oder absoluter Geist, alle diese und hundert kleinere Fragen, die das Werk Spenglers ursprünglich aufgeworfen hatte, interessierten daher an seinen Schriften in den letzten Jahren gar nicht mehr in primärer Weise, ebensowenig wie das Gerede über Pessimismus oder Optimismus. Spengler stand als intellektueller und moralischer Erzieher außerhalb jedes ernsthaften Zweifels. Er vermochte es, im ursprünglichen Sinne Maß zu geben, abgesehen von allem, was er sonst geben oder auch nicht geben konnte. Sein Absolutes lag dort, wo es zuletzt immer nur liegen kann: im Herausstellen eines vital ebenso wie intellektuell grandios geläuterten Ethos, dem ewigen Herrenethos als Burg und Voraussetzung aller kulturellen Werte in einem wuchernden Massenzeitalter. Spengler hat niemals für den wirklichen Geist und die wirkliche Kultur lähmend gewirkt, wie auch seine Nachwirkung ob nun in Untergang oder Aufstieg oder auch, was am wahrscheinlichsten sein dürfte, in dem Ablauf der abendländischen Kultur immer auf der richtigen Seite der Barrikade zu finden sein wird.

Olympisches Tun – olympischer Geist. Die Olympischen Spiele, die in diesem Jahre die Vertreter aller Arten des Sports aus allen Teilen der Welt zu friedlichem Wettkampf in Deutschland zusammenführen, sind in erster Linie eine Angelegenheit körperlicher Schulung und Leistungsprüfung. Aber wie das Prinzip des Wettstreits als solches allein schon über den Bereich des nur Körperlichen hinausweist und den ganzen Menschen samt seinen

sittlichen Antrieben und geistigen Zielsetzungen berührt, so sind auch die übrigen Eigenarten dieses Zusammentreffens junger Menschen aus allen Weltteilen geeignet, die Befinnung auf die tiefer reichende Bedeutung der ganzen Veranstaltung anzuregen. Nicht wenig ist dazu bereits gesagt und geschrieben worden, und es ist nur natürlich, daß dabei besonders die „politische“ Seite der Sache, ihre Leistung im Dienste einer Verständigung und Annäherung der Völker, unterstrichen worden ist. Wenn jetzt eine ganze Reihe von Büchern und Schriften sich mit ihrer geschichtlichen Begründung befaßt und den Blick auf das alte Olympia der Griechen, auf seine Geschichte und seine Kunst lenkt, so sind wir gewiß, daß dabei mehr im Spiele ist, als das Bestreben, eine günstige Konjunktur für den Buchhandel nicht zu versäumen. Es ist nur billig, wenn im Jahre der Olympischen Spiele in Deutschland das große Ausgrabungswerk deutscher Forscher an der Stätte der vornehmsten Agone des Hellenentums wieder gebührend gewürdigt wird. Sicher aber ist es wichtig, die Geschichte der Olympischen Spiele zu untersuchen und darzustellen; wird doch dabei eine wesentliche Seite hellenischer Geistesart sichtbar, der der sportliche Wettkampf ursprünglich Gottesdienst, Teil des Kultus — Dienst an der Verherrlichung des Gottes, nicht Vergöttlichung des Menschen und seines Leibes! — war, bis auch er mit der Auflösung aller Bindungen Selbstzweck oder künstlich belebte „historische Erinnerung“ wurde. Sorgsam freigelegt, werden diese Tatsachen und Zusammenhänge die gleichen bildenden Kräfte ausstrahlen, die bisher jeder Bereich des lebendigen griechischen Geistes dem Betrachter gewährt hat.

Ob es aber, wie mancher zu erwarten scheint, gelingt, mit geschichtlichen und humanistischen Erwägungen die Olympischen Spiele unserer Tage in den Strom einer echten geschichtlichen Tradition einzubeziehen, bleibt sehr zweifelhaft, und nur pseudo-historischer Überschwang kann zu der gefährlichen Annahme kommen, daß ein derartiger lebendiger Zusammenhang in der Tat schon bestehe. Ist Olympia, das Olympia der Griechen, wirklich die „olympische Idee“, die heute lebt? Hat „olympischer Geist“ sich wirklich wieder entzündet? Ist „olympisches Tun“ tatsächlich „ein Anliegen der ganzen Welt“ geworden? Statt einer Antwort drängt sich die Frage auf, in welchem Sinne man das Recht hat, von „olympischer Idee“, „olympischem Tun“, „olympischem Geist“ zu sprechen. Sind diese Idee und dieser Geist, die hier bemüht werden, echt oder „Geist“ vom Geist der gefährlichen Schlagwortgespenster einer sich an sich selbst berauschenden „Ideologie“ derjenigen, die das Gewicht wirklich seiender Dinge nicht zu erkennen und erst recht nicht auszusprechen verstehen? Diese Frage wäre nicht so ernst zu nehmen, zögen wir mit ihr nur den Leitartikelschwallst eines seine Aufgabe verkennenden Sportblattes in Betracht. Ein bedenkliches Anzeichen ist es jedoch, wenn derartige Schlagworte in einem Büchlein stehen, das im übrigen den Anforderungen anspruchsvoller Leser trefflich genügt und mit ausgezeichneten Bildern und knappen, aber alles Notwendige gebenden Ausführungen einen Eindruck von den uns überkommenen Resten der einst in Olympia befindlichen

Kunstwerke gibt (Richard Hamann und R. Hamann-Mac Lean: „Olympische Kunst“. Burg, August Hopfer). Gerade vor der nüchternen Schönheit und unerbittlichen Klarheit der hier zum Beschauer sprechenden griechischen Bildwerke verfliegen die Nebel nur tönender Worte, und die Forderung sauberen Denkens und verantwortungsbewußten Sprechens steht da als das nicht geringste Stück des Erbes griechischen Geistes, der auch in Olympia sich offenbarte.

Dr. Georg Paetel†. Im Alter von fünfundsechzig Jahren ist am 27. April Dr. phil. Georg Paetel in Berlin gestorben. Der Name Paetel ist mit der Geschichte der „Deutschen Rundschau“ unlöslich verbunden. Im Jahre 1874 bei der Gründung der Zeitschrift stand der Verlag Gebrüder Paetel unter der maßgebenden Leitung von Elwin Paetel, dem Vater Dr. Georg Paetels. Ihn nannte Rodenberg, der Gründer der „Deutschen Rundschau“, einmal seinen besten Mitarbeiter, weil er dem Herausgeber freie Hand ließ und großzügig die Idee der Zeitschrift mit allen Mitteln eines klugen Kaufmanns förderte. Dr. Georg Paetel, der Erbe des Verlages Gebrüder Paetel, setzte das Werk seines Vaters fort und war der „Deutschen Rundschau“ ein verständnisvoller Förderer, solange sie in seinem Verlage erschien. Das allein schon wäre Grund genug, des Verstorbenen auch an dieser Stelle zu gedenken. Aber Georg Paetels Verdienste um den gesamten deutschen Buchhandel verlangen darüber hinaus eine Würdigung. In den schwersten Jahren des deutschen Buchhandels von 1918 bis 1924 stand Georg Paetel an der Spitze des Deutschen Verlegervereins und widmete seine ganze Arbeitskraft und seine oft bewährte Fähigkeit zum klugen Verhandeln dem deutschen Verlag und dem deutschen Buchhandel in einer Zeit, von deren Schwere die Nachgeborenen kaum den richtigen Begriff mehr haben. Es war die Zeit des verlorenen Krieges, die überging in die furchtbare Periode der Inflation. Selbstlos und unverdrossen bezog Georg Paetel die Kampfposition als erster Vorsitzender des Deutschen Verlegervereins und dachte dabei nicht an die Nachteile, die seinem eignen Unternehmen entstehen konnten und mußten, wenn seine Kraft dem eignen Verlage entzogen wurde. Er hat auch die schweren Zeiten, die dann für ihn kamen, klaglos und würdig getragen. Besonderen Dank schuldet ihm der Buchhandel auch dafür, daß Georg Paetel mit besonderer Liebe den sozialen Unterstützungseinrichtungen des Buchhandels seine tatkräftige Hilfe angedeihen ließ. In der Geschichte des deutschen Buchhandels verdient er einen Ehrenplatz, wie seine Freunde seiner menschlichen Eigenschaften wegen ihn nicht vergessen werden.

Gips im deutschen Märchenwald. Der deutschen Heldensagen, die keine Mißverständnisse in späterer Zeit nach sich gezogen haben, sind nur wenige. Eines der rührendsten Beispiele darunter sind die Lauben in den grünen Kolonien der Schrebergärten am Rande der großen Städte, wo aus brechlichem Holz und zerknittertem Wellblech drohende Götter und scharf-

gezackte Schießscharten in den Frieden lampionbunter Bierabende im gütigen Sommerwind falsche Erinnerungen an düstere Raubritterzeiten tragen.

Schon lange vor dem Ausbruch des immerhin reinigend wirkenden Jugendstiles um die Jahrhundertwende bevölkerten die Gärten um die Villen und kleinen Häuser der Vorstädte und süßverträumten Nester des flachen Landes zahlreiche bunte Gnome, rätselhafte Riesenpilze, Hirschlein, Rehlein auf weißlackierten Zehlein, grimmbärtige Forstmannen, die mehr listig als klug, mehr pffiffig als anmutig unter Busch und Tann hervorlugten. Trat man auf sie zu und beklopfte sie zur Begrüßung, so klangen sie hohl. Schaute man ihnen ins Herz, so mußte man feststellen, daß sie keines besaßen. Herr wie Tier waren aus Gips. Wer über ihre Abstammung nachsann, konnte sich ihre Ahnenreihe nur so vorstellen: in den Märcen der Dichter wie der Germanisten der deutschen Romantik waren all die Geister und Elfen des deutschen Waldes wieder zu Leben und Ehren auferstanden, nachdem sie still durch Jahrhunderte im Volke von Generation zu Generation weitergegeben worden waren, als gute oder böse Gestalten einer bodennahen Vorstellung. Als sie ins gedruckte Buch überwanderten, fingen sie die Illustratoren in ihr Netz und gebrauchten sie zur Herstellung von Bildern und Abziehbildern. Der konventionelle Zwerg mit roter Mütze und grauem Bart wurde geboren. Das mag um 1830 geschehen sein. Um 1870 hat die Industrie diesen Zwerg als modernen Heinzelmann aufgetan. Kaninchenhaft vermehrte sich seitdem der Gipsgnom. Zwischen dem Gebüsch setzte er sich in allen Ziergärten fest. Erst nach dem Kriege wurde er von den meisten Leuten endlich als Gartenschreck empfunden.

Auf dem Aussterbeetat stehen diese Gnome indes nicht. In einer der Hallen der wunderbaren „Reichsgartenschau in Dresden“, die ein prächtiges Gesamtbild des ganzen deutschen Fleißes zum nährenden Boden schenkt, findet der Besucher eine ganze Versammlung solcher Gipsgestalten, die eine erwerbstüchtige Firma aus dem deutschen Märchenwald gelockt hat. Besonders kostbar in der Ausführung erscheinen ein Hirsch mit tadellosem Geweih, ein Hund mit Fuchs im Maul, Vöglein, welchsele einem Zwerg vom Notenblatt singen. Dinge gibt es in dieser Beziehung, von denen sich selbst der durch den Besuch gewisser Blumengeschäfte schon in diese Welt ein wenig eingeführte Stauner kaum eine Traumvorstellung machen könnte.

Belauschte Passantengespräche belehren darüber, daß die toten Lebewesen noch immer ein Wohlgefallen erregen. Auch Aufträge regnet es. Und das ist nur recht. Denn selbst deutsche Dichter wie Morgenstern mit dem zarten Geständnis „Und deiner denk ich, zierlichste Gestalt“ und Ringelnatz's „Ganz kleines Reh am ganz kleinen Baum“ sind von solch zerbrechlichem Gips inspiriert. — Übrigens werden, dies als Kuriosum noch bemerkt, in der Nähe der bunten Schau die neuesten Mittel zur Beseitigung von Hühneraugen angeboten. So erfährt man leicht, wo auch den fleißigen und erfolgreichen sächsischen Gärtner der Schuh drückt.

Die Brüder Wagemann

Roman von Gerhart Pohl

ERSTER TEIL

Mein Schulkamerad Wagemann

(1. Fortsetzung)

Hofer war vor die Ofentür getreten und hatte ein paar Schippen Kohle auf die Glut geworfen. Dann lehnte er sich rücklings an den Tisch des Zitherspielers und starrte auf das Feuerloch. Dabei sagte er mit der Schlichtheit, die ich an ihm liebe:

„Den Dingen auf den Grund gehn, ist für die meisten Leute viel zu ungemach. Die sollen ruhig weiter Zeitungsblättel lesen und vergessen und mit-samm' vergessen werden; die sind ja nicht mehr wert. Der Hofer aber . . . ist mühsam; der geht bis auf den Grund der Dinge, und wenn's . . . der Abgrund ist. — Also stellen Sie sich vor, Herr Rat: Da ist ein junger Kerle, wohl in den höhren Zwanzigern und aus besserem Hause — das sieht man gleich. Der kommt eines hübschen Tages ins Gebürg, strolcht im Böhmischem herum, hat kein Gepäck, nicht mal einen Rucksack. Aber Geld — Geld hat er einen Haufen. Da findet er an der Kolbenkammlehne ein leeres Häusel mit Stuben-küche und 'nem Ställchen, ein verlottertes, windschiefes Budel, wo der Mond die streunenden Füchse durch das zerschletterte Dach begrüßt. Akkurat das will er haben . . . mieten will er's und akkurat auf soundsoviel Monate. Die Besitzer, einfache Waldarbeitersleute, waren längst nach Amerika fortgemacht. Ihre Kuh, die Wiese, das bissel Hausfram hatten sie verkauft. Das Budel wollte keiner — auch für hundert Kronen nicht. So blieb es einfach stehen — als Schlafquartier für jeden Bummeler, 'ne Bleibe für die Wanderjugend, vielleicht auch für geheime Liebesleute — weiß man's; jedenfalls als Raub der Elemente. Das also wollt' er mieten, und der Gemeindegeldschulze gib't ihm endlich — für 'n einziges Paar Kronen, noch alte Steuerschulden von den Leuten. Man dachte halt, er will sich's richten, ein bissel heimlich machen — vielleicht so als ein Liebesnestel für 'n reichen Studikus.

Der aber läßt alles, wie es ist. Nur eine Schütte Stroh und eine Pferdedecke kauft er, ja, und einen Meter fertiges Feuerholz . . . so haust er in dem Budel bereits seit vielen Wochen."

Das Romantische daran war nicht so wunderbar, wie Hosier meinte; es war der Geist der „Fahrenden Burschen“, den ich kannte. Aber die Verwahrlosung . . . und durch Wochen . . . dazu die Gerüchte . . . Ich war erstaunt, wie reich und vielgefaltet ein Mensch sein kann, und wie wenig davon für die anderen sichtbar wird. Damals hatte ich ja Ulrichs Aufzeichnungen noch nicht gelesen. Unverständlich waren mir die Gründe und die Hintergründe, um die auch Hosier nicht wußte, wie die Berichte des Toten zeigen. Den Abgrund aber fühlte ich.

Das mochte meine heftige Frage färben: „Ja, was um Himmels willen wollte er denn in der Bude?“

Hosier streifte mich mit einem flinken Blick. Sein Augenlicht schimmerte durch die gekniffenen Lider wie ein Mondstrahl durch graue Wolkenberge – giftig – grün war dieses Schimmern. Dann stieß er übereilig die schiefen Schultern hoch.

„Können Sie schweigen“, fragte er endlich, „auch vor dem Doktor, der unser beider Freund ist? Ich mag den Tratsch nicht; er zerfrisst gemach die dicksten Stränge.“

Ich versicherte es, und wir tranken einen Schluck darauf. Wie sollten wir es damals ahnen, daß ich überhaupt keine Gelegenheit mehr haben würde, mit Wagemann zu reden?!

Hosier legte die dünnen Finger über seine Knie, die nicht größer als zwei mittlere Äpfel sind, und starrte lange auf den Boden. Sein Gesicht durchzog das Filigran der Falten. So schien er ein Bekümmerter zu sein – im Anblicke des Leidens und der Torheit, die das Menschenleben sind. Und bekümmert sagte er:

„Selbstmord – wollte er begehn!“

Dann richtete er sich auf, soweit es bei seiner Figur möglich ist, steckte die Virginia zwischen die Zähne und erzählte ruhig weiter:

„Das ist freilich meine Simuliererei, nichts weiter. Beweisen? . . . Man muß halt auf den Grund gerichtet sein, wo die Dinge noch in der Eintracht ohne Teilung schlafen. So versuhr ich auch mit Wagemann. ‚Der Mann gut, alles gut‘ – das Sprüchel meines Vaters ließ mich nicht. Ich mußte den Mann gesehen haben. Dazumal arbeitete ich viel in Böhmen: ich malte die alten Hinterglashilder bei Bauern und in den Kirchen ab. So kam ich auch in seine Nähe. Und eines Tages – es war bereits November, aber ziemlich warm – fragelte ich zu dem Budel auf. Es lag abseits am Saum des Hochwalds droben – übrigens ganz ähnlich, wie heute sein Berghaus am Forstkamm liegt. Da ich in die Bude komme, denk’ ich: Lieber Himmel! hier krepiereten deine Schweine und Karnickel, von edlerem Viehzeug ganz zu schweigen! Die Bude war einfach fürchterlich. Ein kalter Nief hing im Gebreiter; der mochte von dem rauchigen Herde und der Nässe kommen.

Und die Bemöbelung? — nee sowas! Selbst die Ziganen haufen besser; die haben wenigstens ein Wägel und 'ne dichte Plane. Die Ofenbank war abgepleßt und als Sitz vor ein schimmeliges Waschkästel gerückt, das wohl den Tisch vorstellen sollte. Jedenfalls lagen darauf linierte Seiten aus einem Schultdiarium, 'ne Füllfeder, Tabakpfeife, Streichhölzel, dergleichen Kram. Auf dem Herde stand ein Topf, daneben ein rostiger Melkeimer, und in der einzigen trocknen Ecke lag die Schütte Stroh. Ich schnupperte. Es war, wie wenn die Gulen riechen; da ist der Tod nicht weit. Und doch . . . ich mußte lachen. Das war ja wirklich zu verrückt.“

„Lebte damals Wagemanns Bruder noch?“

Meine Frage war herausgefahren wie ein Schuß aus dem Gewehr im Schrank. Wie den kein Schütze lenkt, so lenkte meine Frage kein Gedanke. Ich war nur aufgeregt; die drei Tage Sturm machten sich bemerkbar.

„Von einem Bruder . . . weiß ich gar nichts!“

Hosier antwortete ruhig — Verwunderung lag wohl in seinem Ton — und erzählte weiter:

„Wenn einer Geld hat, haufenweise — das Mädel von der Holler-Baude hat es doch gesehen, als sie in seiner Briestasche rumgelochert — nein, der Kerle mußte einen Sparren locker haben! Nun wunderte mich der Tratsch nicht mehr . . . Also wie ich noch steh' und für mich lache, da kommt durch die Stalltür der Mann, und meine Lache gefriert mir auf den Backen. Wie der ausah: ich sage Ihnen, lieber Rat — dagegen war das Bündel die reinste Sonntagsstube . . . einfach grausig! Wie die Heilige Kummernis der Legende, die eine bärtige gekreuzigte Jungfrau sein soll — mit verzotteltem Haar voll Stroh und Splitter, und die blonden Strubbeln wie Kräutig an dem dreispitzigen Kinn. Und die Augen . . . nein, so 'ne Augen habe ich mein Lebtag nicht gesehn; sie waren einfach nicht mehr da. Nur noch Höhlen, wo zwei bläuliche Steine glasten! Wie 'n weißer Magier, dünnwandig und von innen her aufgerieben, sah der Mann aus — schrecklich, sag' ich Ihnen, und doch war ich nicht erschrocken. In seinem Anblick wurde ich hilflos wie ein Kindel, ja, und bockig, als ich seine Stimme hörte. ‚Was wollen Sie?‘ herrschte er mich an. ‚Das Haus besichtigen‘, gab ich im gleichen Tone Widerpart. ‚Im April ist Ihre Miete abgelaufen. Oder wollen Sie es länger nehmen?‘ Der Mann verneinte kurz und wandte sich der Stalltür zu. ‚Nicht viel zu sehen hier!‘ murmelte er im Gehn, ‚n ziemlich gemütliches Bündel, hübsch lustig und famos!‘ Meine Feststellung mochte schmissig geklungen haben, vielleicht gar ausverschämt. In Wahrheit wollte ich nur ein Gespräch beginnen. Der Mann fuhr herum. ‚Was wollen Sie eigentlich, Herr?‘ krächzte er mit einer Stimme, die der Zorn verklebte. Ich trachtete ihn zu beruhigen, machte wohl gar einen Scherz — so in meiner Art. Als Gastwirt lernt man schließlich mit den verwegensten Gefellen umgehn. Der da blieb steinern und mit Blut dahinter. ‚Jetzt spionieren also auch die Erwachsenen!‘ Er sprach scharf, so richtig schneidig nach alt-preußischer Leutnantsart. Sein Blick aber war wie, ja einfach nicht mehr

diesseits. „Sie sind wohl vorgeschickt, Herr — als Streife?! Am sichersten ist der Bucklinski, hat man am Stammtisch im Kretscham auskalmüsert, also geht der Bucklinski vor.“ Das war gemein; Sie werden es zugeben, Herr Rat! — Ich aber sagte nur: „Sie irren sich gehörig! Ich lasse mich nicht schicken!“ „Glauben Sie, ich höre nichts hier oben?! Ich höre alles, Herr — was mir die Bengel durch die Fenster schreien:

Mummelschanzer, Teufelsmann
hat den Hegenpanzer an,
hat den bösen Blick,
schrickt ein jedes Kind zurück!“

Das Sprüchel plärrte er nach Art der Dorfträudel hin, und dann fuhr er fort: „Na, und die Gerüchte? Wollen Sie bestreiten, daß Sie die Gerüchte kennen?“ — Hestig hatte er gesprochen, ja, wie versiebert. Ich klammerte mich rittlings an das Waschkästel, so schüchtern war ich unter seiner Art. Der ist verrückt . . . verrückt . . . verrückt! blakte es fort und fort in meinem Kopf. Laut aber sagte ich: „Freilich kenne ich der Leute Reden, aber ich glaub’ sie nicht, junger Mann!“ Das war die lautere Wahrheit.

Er aber belferte: „Sie lügen ja! Und dann — wieso bin ich eigentlich Ihr junger Mann?! Ich bin ein Mensch, Zeitgenosse Mensch, der Sie gar nichts angeht, Herr! Und ich habe mir hier eine Bleibe gesucht und bezahlt, wenn Sie gütigst gestatten — als eine Ruhepause zwischen den Schlachten. Nicht Kriegeschlachten und nicht Schweineschlachten — das sind die einzigen Schlachten, die Ihr Spießer kennt! Es gibt aber noch andere Schlachten — auch jetzt mitten im Frieden! — Frieden?! . . .“

„Er lachte kreischig, und ich stand wie verdonnert an das Waschkästel gedrückt. „Das soll nun Friede sein — wohl die Rauchkringel über Euren Hütten, der malerische Sonnenuntergang und das Gläschen Bier nach Feierabend; Proscht, Herr Nachbar! Unterdessen rast die Welt im Fieber, Herr.“ — „Das war so, seit Adam den Apfel nahm!“ sprach ich — akkurat wie zur Bekräftigung. Sie kennen ja die Ansicht des alten Hofer, Herr Rat! Der weiße Magier sah mich an. Mir kam das Gefühl: Nun erblickt er dich erst! ’n bißel ruhiger sprach er weiter: „So meine ich das nicht! Ich meine nur: daß wir am Ende sind. Das Licht verlöscht; der Horizont bleibt dunkel. Unser Leben ist sinnlos geworden, Herr!“ — Wie er es sagte, hart und schneidend — davor grauste mir. Dabei war es, recht eigentlich betrachtet, ja ziemlich unreifes Zeug. Und ich erwiderte sanft: „Auch das scheint seit Adams Zeiten so! Vom Standpunkte der Karussellbesitzer ist alles ein einziger Dreher. Die Steinmeße dagegen finden es schwer, die Schneider schnittig, und Gastwirte sind keine Alkoholfeinde! Das ist seit Jahrtausenden so. Daran werden wir zwei gar nicht viel ändern . . .“

Der Mann stand inmitten der verlotterten Bude — selber verlottert und ein Bild der Schrecknis. So starrte er lange auf die schimmeligen Dielen.

„Der Schwindel der großen Worte!“ sagte er müde. „Davon lebt Ihr nun!“ Und hernach fügte er noch ein paar dunkle Sätze an; die waren so recht mit Spekulation geladen. Von Haß und Kampf und von ‚ausgeglüht‘ war die Rede, ja und . . . wortwörtlich: „Bar der Liebe!“

Das also war es; da hatte der alte Hosier mal wieder richtig simuliert: Liebeskummer! Aber daß der so tief sich fressen konnte — bis in die Seelenfasern . . . das hatte ich mein Lebtag nicht erfahren. Zum Schluß sagte der Mann: „Wenn Sie die Hütte sehen wollen — bitte! Und dann — lassen Sie mich gefälligst allein! Mahlzeit!“ Mit diesen Worten verließ er die Stube und ging mit langen Schritten dem Hochwald zu, der ihn bald verdeckte. — Das also war meine Bekanntschaft mit Wagemann.“

Danach schwiegen wir eine ganze Weile. Mein Gefühl war aufgebrochen wie ein märzlicher Acker unter dem Pflug. Noch konnten die Worte nicht keimen. In jener Sturmnacht hatte ich ja Ulrichs Aufzeichnungen noch nicht gelesen. Ich quälte mich auf Hosers Spur voran.

„Und so begann Wagemanns Glück!“

Damit nahm der Alte den Faden seiner Erzählung auf.

„Halten Sie mich nicht etwa für einen aufgeblasenen Laps, Herr Rat! Ich weiß, wie das Schicksal uns gebraucht, und daß ich bloß sein Werkzeug war. Also ich konnte ein paar Wochen später das Fräulein Karoline retten und ihr obendrein noch zeigen, wo er sich verkrochen hatte. Ihn zu suchen, war sie ausgezogen — im Hochwinter bei dritthalbe Meter Schnee in Gröckelschuhen und einem pffifflichen Jakettel. Und sie brachte ihn wahrhaftig aus seinem Bau heraus, aus der Verwesung, könnte man wohl sagen, und zurück ins Leben — das Teufelsmädél! Ja, ein richtiges Teufelsmädél ist sie, ein Weib mit Erdklumpen und einem rasenden Geblüt. Die trägt im Wolfsriemen ein Rabenherz wie alle groß verliebten Weiber, dachte ich, als ich sie zum erstenmal gesehn. Das war in der St. Veitskirche im böhmischen Unterdorf.“

Und dann erzählte Hosier zunächst die Geschichte Karolines, wie er sie von dem verstorbenen Professor Murnauer, unserm berühmtesten Gebirgsmaler und seinem alten Freund, erfahren hatte:

„Sie ist also wirklich eine Berlinerin, die Frau Karoline Wagemann, jedenfalls zur Hälfte, und sie ist in der Reichshauptstadt geboren. Ihre Mutter ware ine Nixdorfer Bäckerstochter, eine blonde, sentimentale Schönheit mit etwas Geld und einem unvollkommenen Herzen; pietistisch war sie, still und arbeitsam. Die lernte auf einem Ball den Maler Lujo Bellmer kennen, einen Deutschen, der in Dalmatien lebte, ein ‚geniales Luder Vieh‘ von Kollege, wie ihn der alte Murnauer stets genannt haben soll. Es wurde eine große Liebe: Lujo, der nach dem Papier Ludwig hieß und aus Baden stammte, war von ihrer vollendeten Gestalt bezaubert. Zudem hatte er nach fünfzehnjährigem Vagantentum die Ruhe nötig, die ihr Geld gewährte. Johanna schaute in eine Welt der Wunder, die Farbe hatte und das Feuer der Leidenschaft. Was eben noch verboten war, anstößig, ohne Achtung — das galt

nun als der Kern des Daseins, seine Aufgabe und das Gesetz. Ihr Elternhaus versank, und eine neue Traumwelt wuchs unter Lujos Küssen aus ihrem gehitzten Blut. Die Ehe dauerte zwei Jahre, die das Glück der beiden sahen und seine Frucht: Karoline. Dann verreiste der Maler — auf eine Studienfahrt, für ein paar Wochen und allein. Er kam nie mehr zurück. Johanna saß in Sünden wartend und mit Tränen in Berlin; und Karoline wuchs heran. Dann übernahm die Mutter, als alle ihre Rufe in den Winden echolos verstiebben und das Geld sich neigte, einen Posten in der Keksfabrik. So lebten Mutter und Tochter ein stilles Dasein — in heimlicher Trauer jene und diese im Sonnenlicht der Kindheit, das keine Wüdrigkeit je trübte, bis in das siebente Jahr. — Da war sie eines Tages verschwunden. Die Erregung der Mutter steckte die Leute an, die Zeitungen, die Polizei. Nach kurzem wußte man, ein schwarzhaariger Mann mit forschem Benehmen und Knebelbart hatte das Kind an der Schule abgeholt, zum Konditor eingeladen und dann wohl — geraubt.

Die Mutter kannte den Mann. Nun klagte sie auf Scheidung, auf die Rückgabe ihres Kindes. Und sie drang durch. Lujos, der wieder in Dalmatien lebte, wurde verurteilt, das Kind zurückgebracht — ein Halbjahr später ging es in dieselbe Schule. Und die Zeit glitt dahin . . . schon waren sechs Jahre vergangen. Da war Karoline, zwölfjährig, wieder verschwunden, und keine Spur von einem ‚schwarzhaarigen Mann‘. Nach Tagen der Bängnis und des Harmes bekam die Mutter einen Brief Karolines: sie sei zu ihrem ‚Paps‘ gefahren, zu der ‚großen Sonne am blauen Meer‘ den ‚Kaktussen in den Felsen‘ und den ‚schönen bunten Bildern‘; das Geld für die Reise habe sie aus dem Wäschschrank genommen, und verleitet habe sie keiner dazu, nur ‚das Heimweh nach Paps hat so weh getan‘. ‚Komm her zu uns!‘ schloß der Brief, ‚wir beide erwarten dich mit Sehnsucht!‘ Lujos hatte einen Brief beigelegt, der mit zärtlichen Worten seine Frau um Verzeihung bat und den Wunsch ihres Kindes zu seinem sehnlichsten machte. Aber Johanna hatte ein unvollkommenes Herz. Ihre Welt war mit dem Lineal gezeichnet — darin gab es keine Krümmung und keinen verfehlten Schwung und daher auch kein Verzeihen. Sie blieb — in der Sicherheit ihres Postens und einsam wie ein angeschweißtes Reh. So versteinte sie früh und starb an gebrochenem Herzen. Als Vater und Tochter zur Beerdigung kamen, fanden sie einen geordneten Haushalt, das Sparkassenbuch mit fünftausend Mark und blühende Geranien an den Fenstern der Wohnung. Bald danach beschloß auch Lujos sein wildes Leben mit einem wilden Tod. Auf einer arnautischen Insel verunglückte er bei der Hyänenjagd. Er kam in ein Rudel der ausgehungerten Küstenwölfe und wurde zerrissen. Damals war Karoline in das Achtzehnte hineingereift — betreut von einer väterlichen Liebe ohne Maßen und wirklich gut erzogen. Sie hatte die Schule besucht, ein Kunsthandwerk erlernt und konnte vier Sprachen. Nach des Vaters Tode zog sie für eine Weile zu Murnauer nach Breslau . . . Dort müssen sie sich kennengelernt haben, der Wagemann und das Teufelsmädcl.“

Bis dahin hatte Hoser das Schicksal Karolines erzählt — mit respektvoller Genauigkeit nach den Berichten, ja noch im Stile seines Freundes Murnauer. Dann setzte er seine eigene Erzählung fort:

„Später gab's wohl ein Zerwürfnis, Streit, eben seinen wütigen Liebeskummer. Vielleicht hat Wagemann auch wirklich etwas ausgefressen, selbstredend nicht so was Hahnebüchenes — Aufstand, Einbruch, Brudermord, wie die Gerüchte westen — ich meine, das Verbrechen in der letzten Sohle des Herzens, das nie wirklich wird. Und dabei ist es doch von allem Glend das größte. Wer das nimmer gefühlt hat, der ist ein Stein, Herr Rat, und der beweist mit seinem steinernen Dasein, daß das Leben überhaupt ein Glend ist. Darüber habe ich öfters nachgedenkt — vor allem damals nach jener Bekanntschaft mit Wagemann. Mir stimmte der Vers nicht zur Musik. Und eh' ich noch damit fertig war — der Hoser läßt ja nicht locker, wenn er eine Fährte hat — da kam das Fräulein Karoline, und der Vorhang fiel, und wie er sich wieder hob — nach Jahresfrist oder später, da war aus dem weißen Magier ein ganz vernünftiger Doktor geworden, der uns allen liebvertraut ist.

Wann sie eigentlich im Gebürg auftauchte, das Fräulein Karoline — ich weiß nicht recht. Sie soll schon eine Weile auf der Reichsseite herumgelaufen sein. Da hat sie wohl auch das Geraune vernommen . . . Jedenfalls war sie mit einemmal in Böhmen drüben und akkurat in meinem Blickfeld. Sie werden gleich merken, wie ich das meine. Also eines Mittags trete ich aus dem Kretscham im Oberdorf. Lautriessend sirrt der Föhn um die Häuser. Das Land ringsum ist wie auf graues Packpapier gemalt — die Wälder mit Kohle, Wege und Felder in einem wässerigen Weiß, und der Himmel ist mit Gelb und Rosa recht sparsam abgesetzt, wie . . . ja, wenn dem Maler die Farbe knapp wird und er knausert. Ganz nah und klitschig stehn die Fichten, die Berge sind zusammengedrückt. In den Gründen braut die weißliche Gisch. Der alte Hoser kennt sich schließlich aus; der ist von hier. Schneesturm und Frost — ist mein Gedanke, und er treibt mich in den Kretscham zurück, Wollzeug holen. Vermummelt wie ein Standweib mach ich mich auf den Weg zur Arbeit.

Wie ich hernach im Weitskirchel wieder hinter meiner Glasplatte steh' und den Nepomuk abmale, da greift mich richtig die Werkelwut: noch zwei Stunden Licht, und die Arbeit ist verteuert . . . Wissen Sie, Herr Rat: die haben mit so 'nem einfältigen Schwung gemalt, die alten Bauern, aus dem herzlichen Gestrom ihres Glaubens. Da sind wir schon viel zu gekommen für. Und ich murkse und murkse — mit der steigenden Wut über die Aufgabe und meine Unvollkommenheit dafür. Auf einmal ist es mir, wie wenn . . . ja, wie Schritte von gedämpften Sohlen hört sich's an. Es wird ein altes Weiblein sein, denke ich, das sich Perle um Perle in die andre Welt hinüberberet, und male ruhig weiter. Sehen konnte ich in meiner Nische nur einen kleinen Teil der Kirche, gerade das schmale Seitenschiff.

Nach einer Weile fällt mein Blick im Sinnen über eine schnörkelige Linienführung — schließlich hat der Altvordere doch auch bloß mit der Hand gemalt! — auf die Madonna rechter Hand. Unter ihr standen vier, fünf Bänke wohl für die Maianacht, und auf einem sitzt wer? — eine Frauensperson, das seh' ich gleich, und eine junge. Zusammengekröchen ist sie, die Hände unter den Achseln verschränkt, die Knie hochgezogen, den Kopf seitlich geneigt und zugeklappt die Augen — kein Bild des Gebetes, nein vielmehr der Erschöpfung. Und ich simulir im Weitermalen, was die wohl in dem zugigen Kirchel will.

Nach einer langen Weile — sie war so still wie der Wald in windloser Nacht, da man den eignen Herzschlag hört — hob die Frauensperson ihre Augen zu der Madonna, wie im Traum und ohne Willen. Es waren große Augen, dunkle Augen, hübsche Augen, sag ich Ihnen — eben die Augen des Fräulein Karoline. Im Schatten meiner Nische stand ich lautlos und hielt den klammen Pinsel in meinen warmen Ddem. So konnte ich sie recht studieren. Daß sie nicht betete wie die einfachen Leute — den englischen Gruß oder sonst ein auswendiges Sprüchel, das war klar. Ja, sie schien nicht einmal auf das Höhere gerichtet, dem das Gotteshaus doch dient. Damals fiel mir der alte Aberglaube ein, daß die verliebten Frauenvölker ein Rabenherz im Wolfsriemen tragen, damit sie ihre Liebe binden wollen. Und das bedeutete wohl auch der Blick, der traurig war, so richtig aus der Seele elend, und der hing die ganze Zeit wie entrückt an dem Marienbilde. Übrigens ist das ein besonders schönes Stück, diese Holzmadonna da . . .“

„Ich kenne sie“, unterbrach ich meinen Wirt, „sie steht jetzt in Wagemanns Berghaus.“ Und dann gab ich die Erzählung meines Schulkameraden wieder.

„Nun!“ sagte Hoser, der mir aufmerksam gefolgt war, „da hat er aber Glück gehabt! Der Pfarrer war wie vernarrt darein. Und was den Wegweiser anlangt, wie es der Doktor nannte — es war die Kehre, sag ich Ihnen! Vor dieser Madonna vollzog sich ihr Geschick; hier lag der tote Punkt des Fräulein Karoline — das hat der Hoser also richtig simuliert. In ihrem Anblick war mir nämlich zweierlei klar geworden: daß die ihre Liebe suchte — zäh wie rasend und aus übervollem Herzen, und daß sie nirgendwo zu finden ist.“

Hernach verschwand das Fräulein Karoline; jetzt sah ich auch die Stöckelschuh, das pssifliche Jackett und ein fremdartiges Halstuch mit vielerlei Gelb ineinandergewirkt. Mich sah sie nicht; ich stand im Schatten der Nische. „Daß dir bloß nicht zustößt, Rindel“ dachte ich, „bei den lauernden Wetterern haßen!“ Dann malte ich weiter; ich hatte die Schnörkellinie rausgekiegt, und gemach verglomm das Licht des Tages . . . ich mußte meine Arbeit unterbrechen.

Wie ich aus dem Kirchel trete, kriecht schon der Nordost über die Hänge und treibt einen breiten Schneestiebel vor sich her. Und eh ich noch die Brettel recht unter den Beinen hab, geht das Gebrülle los. Aber das ist unsereins

von Jugend an gewöhnt. Also ich spreite langsam den Steilweg auf Oberdorf zu, und der Sturm steht wie 'ne Wand in meinem Rücken. Bald hüllt sein Stöber mich ein, wie wenn ein Geist mir Mantel hinter Mantel über die Schultern hänge. Und ein Gelärme, sag ich Ihnen — akkurat wie jetzt da haugen!

Oben an der Pfeiferbrücke will ich gerade über den Seitenhang zum Kretscham nuntergleiten, und ich freu mich schon auf den Grog, da seh ich drei, vier Meter weiter eine Kuhle, wie wenn 'n kleiner Holzschlitten umgefallen wäre . . . schon hübsch verweht. „Ihr müßt halt aufpassen, ihr Gockel!“ denke ich, da fällt mir was Gelblich-Braunes auf. Im halben Licht der Gleiche schimmert es wie Goldgefaser. Ich hin! — Natürlich war es das Teufelsmädchen! Die hatte der Stiem in die Wehe gedrückt. Daraus konnte sie selber sich nimmer befreien. Da wäre sie elendiglich krepirt — erstickt, versunken, einerlei!

Ich riß die Brettel von den Füßen. Bis zum Bauche stand ich im Schnee und schippte mit den Händen ihr Gesichtel frei — Luft mußte haben, Kindel! Nach langer Mühsal gelang es mir. Dann rieb ich ihr die Schläfen mit Schnee. Auf einmal schlägt sie die Augen auf, macht sie ganz schnell wieder zu, wie wenn sie mich . . . für so 'ne Alb im Traume angesehen, und hernach macht sie sie endlich wieder auf.

Und dann sagt sie — Sie wissen, Herr Rat, ich bin kein Possenreißer und kein Lügenbold! Also was sagt wohl einer, den man eben aus der Wehe gegraben und in das Leben zurückbugsiert? „Kennen Sie den Herrn Ulrich Wagemann?“ sagt sie wortwörtlich und wie gedankenlos, als ob sie die Frage schon hundertmal wiederholt. Freilich kannte ich den Namen damals nicht. Aber mir war klar: die meint den verrückten Magier!

Das Ende ist bald erzählt: sie konnte nicht mehr selber gehn und erschleppen . . . nu, das ist 'n bissel viel für mich kleenen Kerle, zumal wenn der Schneesturm macht. Da holte ich die Leute, und die brachten sie in den Kretscham — ins Bett. Andern Mittags war sie ganz frisch, nicht mal verkältet. Da zeigte ich ihr heimlich das Budel. Dort blieb sie wohl an die drei Tage. Der Mann erschien einmal im Oberdorf — beim Balbier und im Krämerladen. Da kaufte er verschiedenes Zeug und noch 'n paar Pferdedecken. Auch um 'n Zentner Kohle soll er gebeten haben. Zwei Tage drauf hörte ich im Kretscham, die beiden da droben sind fortgemacht. Bezahlt war alles; was wirklich Handgreifliches nachsagen — das vermochte keiner. Die Leute schüttelten bloß die Köpfe, und das Leben ging weiter. Gemach verwißperte auch das Rannen: „Der hat was auf 'm Kerbholz gehabt!“ Dem alten Hoser aber kann man das X nicht für 'n U verkaufen. Der hatte den Mann gesehn und das Teufelsmädcl. Der wußte zutiefst in seinem Herzen, daß die beiden Gezeichnete waren . . . so richtige Lieblingskinder Gottes! Und hat das etwa nicht gestimmt . . .?“

V.

Seit der nächtlichen Erzählung Hosers waren Monate vergangen. Ich war nach Breslau zurückgekehrt und hatte meinen Dienst aufgenommen. Damals kam gerade das neue Gesetz heraus, das einen vollständigen Umbau der Verwaltung brachte. Die Büros der Regierung glichen einem Bienenhaus nach der Schwarmzeit: ein eifriges Weben, geschäftiges Hin und Her, ein Durcheinander zum Neubau des lebendigen Ganzen.

Wir höheren Beamten wühlten uns durch Aktenberge — acht Dienststunden und manche halbe Nacht waren immer auf dem Sprunge zum Wechsel des Amtsbereichs und neuer Vorschriften gewärtig.

So verging ein langer Winter, ohne daß ihn mein Blick erfaßte, geschweige mein Gefühl. Und sollte ich heute sagen, ob damals eigentlich Schnee gelegen habe — ich vermöchte es nicht mit Sicherheit. Und so verging auch der Frühling — mal ein wehmütiger Blick auf die Schneeglöckchen unter den Büschen, Märzbecher und Stiefmütterchen in den Gärten, eine Viertelstunde Sonne auf einer Bank des Parks, ein sonntäglicher Spaziergang . . . Und schon war es Sommer. Noch immer saß ich in meine Arbeit eingewühlt und ohne Urlaub.

Als der Sommer der Küste nahe war, erhielt ich einen Brief. Den vermochte ich zunächst nicht zu erfassen, so unglaublich erschien mir sein Inhalt — just wie ein roher Aprilscherz, der den blinden Arm des Schreckens in die Häuser der Leute trägt.

Ich schob mein Frühstück beiseite und lief im Zimmer umher, trat an den Tisch, las die wenigen Zeilen noch einmal, lief umher und las sie wieder. Fraglos war es Frau Karolines ungekünstelte Schrift, deren weiche Schwingung im Gleichmaß der Striche und Zeilen die starke Seele der erschlossenen Frau verriet. Das gleiche Bild wie vorher die Kartengrüße ergab auch dieser Brief, obwohl sein Inhalt mir lange Zeit unsaßbar blieb:

Ulrich Wagemann hatte der Bliß erschlagen.

Nun nahm ich Urlaub und fuhr ins Gebirge. Dort sah ich den Toten noch einmal — ein Sinnbild der erschreckten Kreatur und das Bekenntnis seines gnadelosen Daseins, wie er selbst es einmal nannte.

Viel später erst wurde mir klar, daß jener Ausflügler, der das phantasievolle Bild vom Beduinen an der Quelle der Dase zu Protokoll gab, damit unwillkürlich ein dauerhaftes Gleichnis für Ulrich Wagemann gefunden hatte. Seine Aufzeichnungen bestätigen es in jedem Zug.

Wie ich zu ihnen kam, ist kurz berichtet, so merkwürdig es mir selbst bis heute erscheint.

Etwa drei Wochen nach der Beerdigung, die übrigens furchtbar war — Frau Karoline mit den beiden Knaben, und keine Träne dieser drei, während ringsum die fremden Leute weinten — wurde ihre Besuchskarte in mein Büro gebracht. Ich ließ sie bitten.

Bei ihrem Eintritt fiel mir die Spannkraft auf, die ungeschwächt erschien. Mit ihren langen, weichen Schritten kam sie auf mich zu und drückte mir fest die Hand. Ihr Gesicht war ernst und zugedeckt — so möchte ich es nennen, obzwar es sicher ungewöhnlich klingt. Ich meine den Ausdruck, den die Standbilder aus den Händen großer Künstler haben: ihn beherrscht ein Grundgefühl, die Freude, das Leid, Angst oder Zuversicht; dahinter aber speichert sich die Vielfalt menschlicher Empfindungen, von toten Stoffen scheinbar zugedeckt und lebendig nur für den Angerührten.

So war ihr Gesicht: der Ernst beherrschte es; mich aber rührte die Vielfalt an, die dahinter lebte. Nicht zeretzenden Gram — nein, den Willen zum Leben glaubte ich zu spüren, die tierische Entschlossenheit des Mütterlichen und die Angst davor, die einfache Angst einer Frau, die allein geblieben ist. Darüber war ich zunächst selbst verwundert. Aber Karolines Augen, die großen, dunklen Augen, die mich verwirrt hatten — bei unsrer Bekanntschaft und später bei dem abendlichen Gang — sie rührten mich. Völl kindlichen Staunens über den Lauf der Welt schienen sie zu sein und verschüchtert wie Kinder Augen im ersten Anblick seiner wundersamen Härte.

Während ich noch rasch einen Schriftsatz zu Ende las, sah ich verstohlen immer wieder auf die Augen der Frau, die neben meinem Schreibtisch saß und durch das Fenster in die Leere starrte.

Dann besprachen wir die Dinge, die es nach Ulrichs Tod zu ordnen galt. Ich hatte mich ihr als Berater angeboten. Nun brachte sie mir die Papiere.

Schließlich nahm sie aus der Aktentasche noch ein dickes Heft, wie es für Studentenarbeiten gefertigt wird.

„Seine Aufzeichnungen“, sagte sie leise. „Auch ich kannte sie nicht.“

Da surrte der Fernsprecher. Die Kanzlei verlangte das Aktenstück, und ich läutete nach dem Botenmeister.

„Die Tatsachen kannte ich freilich“, fuhr Frau Karoline ohne Aufforderung leise fort, sobald ich die Hand von der Klingel nahm. „Sie waren im Versinken, auf den Grund des Herzens, wo der Nebel der Güte leise weht. Nun sind sie wieder aufgewirbelt. Alles ist hell geworden — was sein Dasein bestimmte und das Rainers, ja, und das meinige. Aber davon wird noch zu reden sein.“

Der Botenmeister klopfte und trat ein; ich übergab ihm die Akte. Nachdem er die Tür geschlossen hatte, sagte Frau Karoline — ruhig und einfach wie bisher:

„Wollen Sie es lesen? Aber ich muß Ihnen vorher sagen: Sie werden daran fragen. Ich trage selbst daran . . . und . . . ich habe Vertrauen zu Ihnen — seit jenem Spaziergang.“

Dann gab sie mir das Heft, das sie die ganze Zeit mit beiden Händen vor die Brust gehalten hatte — wie einen kleinen, festen Schild, ihr Herz zu schützen.

Nach einem stummen Händedruck ging sie mit ihren langen, weichen Schritten. An der Tür blieb sie noch einmal stehn, senkte den Kopf und sagte

stockend, ohne sich umzuwenden: „Hüten Sie das Heft vor fremden Augen! Warum — das soll es selber sagen, soll . . . Ulrich Ihnen sagen, der Sie gut leiden mochte.“

Dann wandte sie sich doch noch um und sah mich an — mit traumverschleierte Augen, auf deren Grunde die Dankbarkeit zu glimmen schien. Noch einmal drückte sie meine Hand — kurz und fest.

„Es war zu schwer — allein . . .“ sagte sie hastig und fast ohne Ton. Dann verließ sie rasch das Zimmer.

Am Abend las ich Die Aufzeichnungen des Ulrich Wagemann. Die Nacht schlief ich nicht. Am Morgen nahm ich erneut Urlaub und fuhr nach Forstlangwasser hinauf.

Auch mir war es zu schwer; ich möchte die Wahrheit sagen. Auch ich brauchte einen, mit dem ich darüber sprechen konnte, und der einzige, mit dem ich es durfte — es war Frau Karoline.

ZWEITER TEIL

Die Aufzeichnungen des Ulrich Wagemann

I. An Karoline

Du wirst dich wundern, Karoline, dereinst wenn ich gestorben bin, unter meinen Papieren dieses Heft zu finden, von dessen Dasein du nichts weißt.

Wenn du es durchgelesen hast, wirst du — des bin ich gewiß — mir diese Heimlichkeit verzeihen. Die Wahrheit allein bewegt mich dazu, und die vollbringt ein Mensch, wenn überhaupt, nur vor sich selber.

Ich schreibe wie einer, der das Leben verwirkt hat und den Tod erwarten muß. Ich habe mein Leben verwirkt. Du aber hast mich dem Tode entrissen. Seither ist jeder Atemzug dein Geschenk: jeder Morgen, den ich erleben darf, der Forstkamm im Dämmer, Milchlicht des Mondes und die Dolden des Flieders, die Gestirne und die Jahreszeiten, unsere Kinder, unser Haus — dein Geschenk, Karoline!

Denn du hast den tödlichen Traum gebannt. Ich starrte auf eine hangende Felswand, die mich jeden Augenblick mit ihrem Geröll verschütten mußte. „Schicksal!“ sagte ich und rührte mich nicht — wie wehrlos und dabei gefoltert. „Nervenschwäche, moi dragi!“ war deine Antwort, die wohl ein Lächeln verschönte. Und dann stemmtest du dich gegen das drohende Massiv meines Traums. Mit deinen Fingern packtest du einen wettergerissenen Brocken, riffest ihn heraus, daß Sandgeriesel wie Regentropfen auf dich niederfiel, und warfst ihn auf die Halde, auf der ich reglos kauerte. Meine Augen suchten den Brocken im Geröll — vergeblich! Er hatte, zur Erde zurückgekehrt,

alles Drohende verloren. Ein Stein lag unter Steinen – in stummer Friedlichkeit wie sie. Für mich war es ein Wunder, daß aus Verhängnis Friede werden konnte durch eine schwache Menschenhand.

Die hatte unterdessen wieder zugepackt. Ein neuer Ruck, und wieder flog ein Brocken auf die Erde. Und Griff und Ruck; Stein löste sich nach Stein. Schon verklebte der Staub die winzigen Perlen auf deiner Stirn; eine Kruste aus Schmutz und Blut überzog deine weichen Hände – du aber bliebst beharrlich. So vollbrachtest du das Schwerste, das nicht der Abbau der Felswand war: du zogst mich aus dem Strome sinnloser Vergängnis an das Ufer des Lebens mit Wachstum und seinem Gesetz.

Als ich endlich aufsprang und selber zugriff, war ich kaum achtundzwanzig Jahre – kein Jüngling mehr und noch kein Mann. Ich steckte seit langem im Gespinnst des Todes, und der kennt nur Opfer ohne Alter und Gesicht. Verpuppt war ich gegen die Winde des Lebens, die meine Jahre an mir vorübertrugen. Ich alterte nicht mehr, ich welkte dahin.

Daß ich von der Halde aufsprang und damit meine Verspinnung zerriß, die Winde des Lebens wieder spürte, Kreislauf der Gestirne und das Gleiten meines Tags; daß dem Erlebnis eigenen Daseins das Gefühl für alles Werden neu entsproß – auch das war deine Gabe, Karoline!

Nur so konnte sich die Saat meines Bluts zu neuem Wuchs entfalten, als fremder Schutt sie zu ersticken drohte. So wurde auch ich, was wir Wagemanns seit Geschlechtern waren: ein Mensch mit Antlitz, Sünden und Gesetz. Und was jener seit Anbeginn durch ein Geschenk der Natur war: Rainer, mein Bruder und dein Mann, den allein du liebtest im Bild und seinem Doppelbild.

Widersprich mir nicht, Karoline, widersprich einem Toten nicht! Erst wenn mein Leben versiegt ist, werden diese Blätter dir erschlossen, vielleicht also, und ich hoffe es, erst in ein paar Jahrzehnten. Du liebtest Rainer, solange er lebte, und du liebst mich, seitdem er gestorben ist. Und im Atem dieser Liebe geschah es, daß ich wurde, was er war – dein Geschenk Karoline, dein kostbarstes Geschenk an mich!

Während ich am Stehpult meines Arbeitszimmers diese Zeilen schreibe, dringen durch die Holzwand eure Stimmen, die deine und die unsrer Jungen. Du hast ihnen das Märchen vom verlorenen Sohn erzählt, und ich sehe euch drei vor mir, ohne euch zu sehen: du hockst gewiß wieder auf dem alten Ledersessel und hältst die braunen Beine mit den Händen umschlossen. Hannes sitzt auf der Kommode, stützt die Arme rücklings und schlenkert die Beine. Werner kauert auf dem Bärenfell und kuschelt sich an den Kopf des Bären. So habe ich euch manches Mal getroffen. Ich sehe euch nicht, aber ich sehe drei Augenpaare durch die Wand, die einander ähneln wie die Gebilde einer Landschaft. Und sind sie nicht in einer Landschaft gebildet, in deiner Landschaft, Karoline? Freilich ist auch, was unsrer Art entspricht, den Kindern

eingeschmolzen. Die Augen aber sind die deinigen, die jettenen Zigeuneraugen, die uns Brüder Wagemann einst berückten.

Eben gleitet mein Blick durch die feinen Silbergitter des Regens in das Schmiedeberger Land hinunter, dessen vergrawtes Grün ein paar rote Ziegeldächer wärmen, da höre ich durch die Wand ein paar Worte, und mein Atem stockt.

„Ist Onkel Rainer auch ein verlorener Sohn?“

Ich spüre, daß die verspielte Frage eines Kindes auch dich trifft wie ein wohlgezielter Peitschenhieb.

„Onkel ist tot, Hannes, und ein Toter ist dem Leben für immer verloren.“

Deine Stimme klingt weicher als sonst; ich höre die Sehnsucht heraus. Sie ergreift auch mich. Merkwürdig, wie sehr ein Mensch sich zu wandeln vermag!

„Aber Großmutter Wagemann lebt doch, und Onkel Rainer ist ihr Sohn. Warum kann gerade er nicht zu seiner Mutter zurück?“

Beinahe wütend fragt es Hannes.

„Weil vom Ufer des Todes noch keiner wiederkehrte“ — und du erzählst die Sage vom Fährmann.

Aber Hannes hat sich in sein Traumgesicht verstrickt.

„Onkel Rainer kehrt doch zurück. Das glaube ich bestimmt! Der sieht so bombig aus auf dem Photo!“

„Bald genau so wie unser Papa!“

Das Echo kommt von Werner, meinem Jungen, der bisher geschwiegen hat.

Nun erhebst du dich, Karoline; ich höre den Gessell knarren. Du ruffst die Kinder zum Abendbrot. Hat das Gespräch dich verwirrt?

Ich lehne an meinem Pult und starre auf den schmalen Milchstrom der Sonne, der eben aus graublauen Wolkenbündeln über die schräge Rauchstandarte eines Schlot'es sich in das ferne Tal ergießt.

Hat Hannes etwa unrecht? Sind nicht bedeutsamer als die Wirklichkeit mit Alltag, Dumpsheit und dem faden Zufall — der Traum und Glaube des Menschen?

Gestern kam mir der Plan zu diesen Aufzeichnungen — nicht nach einer gegliederten Kette von Überlegungen mit Für und Wider und endlichem Beschluß. Wie ein Straßenräuber sprang er mich an und war die Gottheit im brennenden Busch.

Mondnacht wie heute. Durch die verglaste Welt schritt ich bergan, und Traumgesichte füllten die Starre im Rund. Es mochte in der ersten Stunde sein. Das Auto des Krankenhauses hatte mich zum Forsthaus Ost hinaufgebracht. Dort trat ich in den glasigen Wald. Noch eine halbe Stunde Wanderung, und ich war zu Hause.

Eeltsam erregt war ich. Aus jedem Felsstück längs des Weges sah ich das Gesicht der alten Frau, die eben gestorben war, mit seinen Schroffen,

Falten, Warzen — ein Denkmal ungetrösteten Herzens, verschründet und hart wie das Gestein. Das letzte Wort der Siebzigjährigen war ihrem Sohne August zugewandt. „Bring Sie mir das Jungel her, Herr Doktor!“ hatte die Sterbende gebettelt, als ich sie zuletzt besuchte, „’n einziges Augenblickel soll er zu mir kommen. Hernach schieb ich ab — ohne einen Mukker!“ Seit fünfzehn Jahren war der Junge fort — ich wußte es aus den Erzählungen der Leute. Über Nacht hatte er das Vaterhaus verlassen — grundlos und ohne Ziel. „Wildddieb!“ nannten ihn die bösen Mäuler; es wurde nicht bewiesen. Leichtsinn — Verführung — Dummheit: auch das erreichte keinen Grund. Warum also mochte dieser junge Mensch heimlich davongegangen sein? Warum hatte er niemals ein Zeichen seines Lebens ausgesandt? Oder war zurückgekehrt — entschümt, gereift, verwandelt? Die Alte hatte ihn erwartet, in Sehnsucht, harmvoll und mit einem Funken Hoffnung in ihrem Herzen, den erst der Tod ersticken konnte.

Da ich als Arzt den Gram der Mutter miterleben mußte, grollte ich dem verschollenen Sohne, der wohl ein gleichgültiger Bauernburtsche war.

Da stand in der gläsernen Kugel meiner Träumerei, um die der Mond seine Fäden spann, das Wort: Schattenlinie. Und die Legende vom Seeoffizier fiel mir ein, der grundlos die bequeme Heuer aufgibt und dafür eine furchtbare erhält, bis er durch Leid gereift die Schattenlinie seines Lebens überschritten hat. Bis aus Überschwang und Zauder seiner Jugend sich der Mann gehärtet hat, der sich selber bis zur Grenze des Daseins erfüllt.

Der Seeoffizier im fernen Orient — konnte es nicht dieser August sein? Und warum nicht — ich?! Hatte nicht auch ich die bequeme Heuer, die das Vaterhaus mir bot, gegen die furchtbare eines Schwarmgeistes getauscht, der an Abstürzen taumelnd, in Brandgeruch und Verwerfung endlich den Frieden der Täler haßt? War nicht auch ich aufgebrochen in eine Ferne ohne Ziel? Getrieben vom Grauen, das ich vor mir selbst empfand? In einer Mondnacht wie dieser. Auf einer Straße wie dieser.

Auf dieser Straße, Karoline! Denn vor mir lag, als ich durch die Gespinste meiner Träumerei für Sekunden die Wirklichkeit erkannte, das Koppenmassiv im milchernen Glase. Ich stand im Melzer-Grund — kaum dreihundert Meter von jener Stelle, wo ich damals zusammengebrochen war.

Das war die Sekunde der Gottheit im brennenden Busch, da der Plan dieser Aufzeichnungen wie ein Straßenräuber mich anfiel: die Erkenntnis, daß man einen Weg zehn-, fünfzig-, vielleicht hundertmal gegangen sein kann und ihn plötzlich doch verfehlt.

Lange stand ich in der betäubenden Stille. Mein Herz klopfte hart. Ich sah den Felsen und die Krüppelsichte wieder, Buschwerk, Gräser und Farn wie dazumal. Darunter sah ich mich selber liegen — zer schlagen und aufgedröselst, an der Schattenlinie meines Lebens. Und dann sah ich mich hier. War ich dieser oder jener oder — beide? Ich sah mich mit den Augen Rainers. Die Schattenlinie lag hinter mir.

Nun begriff ich, warum ich aufschreiben sollte, was ich getan habe und was mir widerfahren ist. Die Schattenlinie zwischen Jugend und Reife geht auch durch die Zeiten: zwischen Gestern und Morgen, Verfall und Triumph. Die Stunde des Chaos kommt nicht über den Menschen allein; sie befällt ganze Geschlechter. Werden die von Morgen verstehen, was die von Gestern niemals verstanden haben: warum wir zwischen Gestern und Morgen verhärtet und betrogen in Haß ausloderten und bis zur Leere verglühten? Damit ein Zeitalter seine Schattenlinie überschreiten kann. Damit das Menschengeschlecht, erneut gehärtet, nach neuem Geseß sein altes Dasein erfüllt.

Für Hannes und Werner schreibe ich diese Blätter. Sie sollen sie lesen, wenn sie zwanzig Jahre sind. Sie dürfen mich richten; ich weiche nicht aus. Aber sie sollen begreifen, warum das Geschlecht ihrer Väter unruhig und betört sich in Gewalttat und Verhängnis stürzte.

Dann ging ich zurück. Ich fand ohne Mühe den Weg, den ich zuvor verfehlte. Seine Gabel zeichnete sich scharf im Mondlicht ab, und doch war ich vorbeigegangen. Dem Traume folgend. Der Bestimmung.

Noch einmal soll aufleben, was mein Dasein bestimmt hat! Wie schwer ist die Aufgabe, die ich mir stellte! Wie entwirrt sich der Knäuel, wo ist der Anfang und wo sein Ende! Mein Handeln wuchs ja nicht am Rain des Zufalls wie ein verwehtes Weizenkorn, selbst wenn die Tat ein Zufall war.

Freilich war nicht der gemeint, dessen Herz meine Kugel zerriß. Auf den Feind war sie gerichtet, und der Feind war — ein Hirngespinnst.

Blindwütige Verfechter feindlicher Hirngespinnste schlugen aufeinander los und waren Menschen eines Blutes, Glieder eines Volkes, Bürger eines Staates. Von ihren Müttern hatten sie die gleiche Sprache und das gleiche Lied erlernt. Vom gleichen Schicksal war ihr Lebensweg bestimmt. Nun schlugen sie sich — um die Hirngespinnste.

O Wahnsinn jener Zeit der harten Herzen! Wahnsinn der Eiferei in Waffen! Argster Wahnsinn — daß die Notwendigkeit dazu von dem Geseß des Werdens auferlegt war!

Auch ich war ein guter Sohn der Zeit — hart und eiservoll wie sie. Die Kugel aber war barmherzig. Sie erschlug den Bruder. So bewahrte sie mich vor Absturz und Tod.

Wohin immer ich fasse — der Knäuel bleibt unentwirrbar. Als ob ihn der Tote mit seinem erstarrten Blut verschließe. Als ob er das Bild rein erhalten wolle, und sei es das Bild des Grauens.

Das Bild? Ja, ein Bild nur ist geblieben, das bei näherem Hinsch'n bestimmte Züge trägt und das aus der Ferne betrachtet die Einheit einer Schau erhält.

Dieses Bild will ich beschwören.

II. Unsere Kindheit

Da war unser Landhaus in K. mit Holzplatz, Scheune und Stall, dahinter der Garten mit verwilderten Hecken und knorrigen, alten Bäumen.

Jeder Winkel trug den Namen unserer Phantasie und spielte die Rolle, welche sie ihm bestimmte. „Das Bergel“ — ein winziger Hügel unter dem Apfelbaum — war der Ringplatz, wo römische Gladiatoren bis zur Erschöpfung kämpften — „Alle Griffe sind erlaubt!“. „Zirkus Rex“ hieß die Ecke zwischen Spalier und Quittenbaum, die man mit einer Plane überwölben konnte. Dort rasten manchen lieben Nachmittag die Mustangs über Hürden, und die bengalischen Tiger kuschten mit drohenden Lichtern.

Direktor war ich — der Anführer bei jedem Spiel. Das schien ein ererbtes Recht zu sein. Jedenfalls anerkannten es die Gespielen, Rainer und Senker — von Anbeginn. Dabei war unser Freund Grammatke, der Senker genannt wurde — warum wußte niemand — einen Teil älter als wir beiden Wagemanns, schon nahe dem elften.

Eines Tages bestimmte ich, daß ein Verließ gebaut wird, wo wir fortan haufen wollten. Ein Platz im dichtesten Gebüsch, und wir gruben ein Loch — zwei Meter lang und vierzig Zoll breit und so tief, daß wir aufrecht darin stehen konnten. Aus Brettern vom Holzplatz wurde ein Dach gezimmert. Senker hatte Geschick für saubere Handarbeit. Erde und fauliges Laub schichteten wir über die Bretter. So war das Verließ dem Blicke der Gaffer entzogen, und Gaffer waren alle — außer uns dreien, dem Blutbund der Gauruler. Gaurula hieß unsere Höhle — ich hatte den Namen erfunden. Er sollte die dunkle Nacht anzeigen, das Ferne und Geheimnisvolle, das unsere Sehnsucht war.

Und Gaurula wurde das Schloß des Scheichs mit üppigen Decken, Fußbank und Stühlchen. Eine Kiste und ein Topf, Bierflaschen, Senggläser, Wecktrausen waren sein kostbares Gerät. In seiner Waffenkammer blühten Kindersäbel, Küchenmesser, Taschenlampe und ein Wecker ohne Werk. Die Flaschen waren mit Erdbeersaft und Wasser gefüllt, die Kiste barg Brotkrusten, Kefse und Stachelbeeren.

Nach einer Woche Arbeit, die wir mit kindlicher Heimlichkeit zähe leisteten, fand das große Fest der Einweihung statt — die Bluttaufe der Gauruler. Wir hockten nebeneinander in der Höhle. Der alte Wein füllte die Becher und das Festmahl die Teller. Um uns webte das Dämmer des Geheimnisvollen.

Nun zogen wir die Messer und rühten einen Finger der rechten Hand. Drei Tropfen Blut flossen in einem Händedruck zusammen. Wir hoben die Becher und leerten sie in einem Zuge. Der Blutbund der Gauruler war begründet. „Wer das Geheimnis verrät, muß sterben!“

Da rief uns das Hausmädchen. Rainer lief ihr entgegen und übernahm die Botschaft: rauskommen sollten wir, uns umkleiden; mit dem Bieruhrzug käme Besuch aus Breslau.

Wir lehnten uns auf, schimpften und jammerten; zuletzt bettelten wir die Mutter. Vergeblich! Dumme Bengel seien wir, meinte sie, eine feine Dame, Frau Direktor Klinkert, käme und brächte ihre Sabine mit, die ein forsches Mädchen unseres Alters sei; wir würden herrlich zusammen spielen.

Wir aber waren untröstlich. Wir mußten uns waschen, und die weißen Matrosenblusen waren unser Abscheu! Im Kinderzimmer sagte ich in meiner Wut: „Die wird gezwiebelt, die Sabine! Was stört sie unser schönstes Fest!“

„Die Gans, die tumme!“

Das Echo kam von Senker, und Rainer schwieg.

„Es gilt unser Blutbund!“ erklärte ich drohend. „Wer das Geheimnis verrät, muß sterben! Das Geheimnis heißt: Sabine wird geschnickt!“

Dann kam Frau Direktor Klinkert mit langem Kleid und Riesenhut und einer Wolke Duft um sich. Sie war sehr freundlich zu uns. Rainer und ich bekamen Konfekt, jeder ein großes Paket, das wir mit Senker teilten. Und da war auch Sabine – ein blondes Mädchen mit Wadenstrümpfen, Schnecken und einem Strohhut mit Gummiband. Sie begegnete uns kameradschaftlich, als ob sie uns lange kannte. Sehr vornehm erschien uns ihre Sprache.

„Wie die sich dicke tut!“

Senker puffte mich in die Seite.

„Nach der Vesper wird abgerechnet!“ sagte ich kühn, und Rainer schwieg.

Und Rainer holte nach der Vesper die Reifen herbei und begann das Treibspiel mit Sabine. Sie jagten rings um den großen Holzplatz – Sabine so schnell wie er. Senker und ich standen starr an die Mauer des Pferdestalls gedrückt. Dann schlichen wir lautlos davon. Erst im Dunkel von Gaurula fanden wir uns wieder – Senker in gemurrtten Flächen; ich in Tränen der Wut und mit Fausthieben gegen die erdenen Wände.

„Nun ist alles versaut!“

Die traurigen Worte des Gespielen schürten meinen Zorn zu jäher Flamme. Ich sprang auf, zerstampfte mit dem Fuß den Deckel der Kiste und biß mich an den zerschnittenen Wurzeln längs der Wände fest.

„Lerge, verfluchte!“ röchelte ich schließlich, und dann sprühten die Garben der Rutscherflüche, die ich in den Ställen aufgesehen hatte.

„Versaut ist gar nichts! Abgerechnet wird!“

Und dann entwickelte ich meinen Plan. Grammatke sagte: „Ach nee . . .“ und „Wenn . . .“, bis die Flamme auch ihn erfaßte.

Wir schlangen schmutzige Decken um unsere Kleider, verschmierten die Gesichter mit Erde, nahmen Säbel, Schrecksschußpistole und einen Strick. So schlichen wir durch den Garten.

Auf dem Bergel saßen Rainer und Sabine – ein kurzer Pfiff, und wir krochen unter knackenden Jasminsträuchern näher. Dann hockten wir lange in der Deckung des alten Buschwerks und hörten ihre Reden.

„Ich habe ‚Peterchens Mondfahrt‘ im Theater gesehn!“ sagte Sabine.
„Da waren lauter Schauspielerinnen als Sternchen verkleidet, und eine als die gute Fee!“

„Wieso verkleidet?“ fragte Rainer erstaunt, „Feen gibt es doch!“
Darüber lachte Sabine.

„Das kann nur ein Bauernjunge sagen, wo kein Theater ist!“

„Du lügst, Sabine!“ erwiderte Rainer aufgebracht, „K. ist eine Stadt, und ich bin kein Bauernjunge!“

„Aber ener Freund ist einer!“ lenkte Sabine ab.

„Ach, der ist halt ein bissel dumm!“ entgegnete Rainer, der Verräter, sanft.

„Und dein Bruder ist auch sooo . . . warum ist er so häßlich zu mir?“

„Der Uli tut sich ja bloß! Der ist auf dich böse! Wir haben uns eine Höhle gebaut, und gerade war Einweihungsfest . . .“

„Oh, da hätte ich so gerne mitgespielt!“

„Das kannst du haben, du Pimpelliese!“

Jähzornig schrie ich die Worte — das „Bauernjunge“ hatte auch mich erbozt! — und sprang auf. Senker folgte mir — mit dem Gejohl der Sioux-Dmaha.

Auch Rainer und Sabine waren aufgesprungen und — auf der Flucht. „Ihr Memmen!“ rief Senker und stellte Rainer ein Bein, daß er der Länge nach hinschlug. Ich riß Sabine zu Boden und warf eine Decke über das heulende Mädel. Dann fesselten wir den Bruder unter Püffen und Flüchen. Und Sabine schrie . . .

Hinter der Rosenhecke kamen Mutter und Frau Klinkert hervor. In ihren engen Kleidern konnten sie nur trippeln.

„Still doch, Sabinchen!“ rief Frau Klinkert von weitem. „Was hast du, Kindchen?“

Und Mutter, die unsere Streiche kannte, schrie: „Wollt ihr wohl, ihr disziplinslosen Bengel!“

Senker und ich stürzten davon. In Gaurula harrten wir keuchend der Strafe.

Nach einer halben Stunde wortloser Bängnis gingen wir ins Haus hinauf. Heimlich wuschen wir uns und säuberten die Kleider.

Da kam Rainer und löste unsere Angst. Er habe Mutter erzählt, Spiel sei alles gewesen: wir, die Scheichs von Gaurula, hätten ihn als Kundschafter ausgespickt, um Sabine, die weiße Frau, zu rauben.

Darüber habe Frau Klinkert gelacht, auch Sabine habe lachen müssen, und Mutter habe gemeint, nicht arabische Fürsten seien wir, sondern schleissche Räudel, die mit zarten Mädchen nicht umzugehen verständen.

„Und Muttel hat gesagt, nun sollen wir was Vernünftiges spielen, Krocket oder Völkerball oder Reisentreiben. Die Sabine will Krocket. Aber ihr müßt mitmachen. Und, nicht wahr?! — ihr verpeßt mich nicht? Wir sind doch der Blutbund der Gauruler!“

Ja, nun waren wir wieder der Blutbund der Gauruler! Rainer hatte uns doch nicht verraten. Senker spritzte Speichel aus einem Mundwinkel wie der priemende Kutscher Stolbe, rieb die Hände und sagte: „Keß!“ Und ich rief: „Klar, Mensch!“ und gab dem Bruder einen Boxer. Und wir johlten alle drei unsere Freunde ungebärdig hinaus.

Dann spielten wir gemeinsam — wie artige Kinder — Krocket auf geschorenem Rasen unter dem tanzenden Mückenschwarm, bis Sabine zur Heimfahrt gerufen wurde.

Am nächsten Tage feierten wir drei, enger verbunden denn je, noch einmal den Blutbund der Gauruler, und Gaurula blieb einen endlosen Sommer lang das traumverpönnene Schloß — Aufbruch und Heimkehr für unsere wilden Knabenspiele.

Zuweilen allerdings stieß ihre Wildheit mit dem Geseß der Wirklichkeit zusammen. Da stürzte uns die eigene Phantasie mit Gaukelsprüngen in die Abenteuer, die nicht ungefährlich waren. Des einen erinnere ich mich noch genau:

Hängende Zweige trieben im Wasser der Schätze und streiften das Gleitboot von Nachbar Grammatke, das an seiner Kette knarrte.

Wir Brüder hatten einen Viertelforb mit Äpfeln und Kartoffeln, eine Kante Brot, die Schreckschußpistolen aus Gaurula und den Steinbaukasten, unser liebstes Spielzeug, sorgsam zwischen den Ruderbänken verstaut. Nun standen wir im Boot und starrten durch den Staketenzaun längs des Ufers über den weiten Holzplatz, wo ein Überlandwagen mit Bohlen beladen wurde. Von Zeit zu Zeit klang das gebieterische „He iuck!“ des Platzverwalters Kapuste zu uns hinüber.

Endlich tauchte Senker hinter den riesigen Fischbottichen seines väterlichen Grundstücks auf. Er schlüpfte durch die kleine Pforte und lief mit den Bocksprüngen des Übermuts über unseren Holzplatz. „Hat er 'n?“ flüsterte Rainer aufgeregt. „Nu klar!“ entgegnete ich gespreizt, „Senker ist doch ein Bulle!“

In der Tat schwang Senker über seinen kahlgeschorenen Schädel eine kurze Kette. Daran baumelte der Schlüssel zum Boot. Nun quetschte er sich durch das lockere Staket und sprang zu uns hinunter. Das Boot schwankte unter schwankendem Geäst. Dann trieb es langsam mit der Strömung. Senker hatte sich ans Heck gesetzt und hielt das Stechruder ins Wasser. Rainer hockte auf der Mittelbank und starrte in den griefigen Himmel. Ich stand wie ein Fechter am Kiel und hielt mit einem Knüppel das Boot in der Fahrtrinne. Wir schwiegen lange, und das Städtchen rückte langsam hinter uns. Schon war die Grenze der Häuser verlassen.

Da sagte Grammatke unvermittelt: „Sie kriegen uns doch!“

Rainer widersprach energisch: „Laber nicht, Senker! Wir fahren ja so weit . . .“ und ich fügte hinzu: „Du kannst ja aussteigen, du Mümmelmann!“

Aber daran dachte Senker gar nicht: er führe mit; das sei doch keß! Bloß hätten wir einen Brief hinterlassen sollen . . .

„Die Tante Wagemann wird sich ängsten, und meine Mama auch!“

„Feste ängsten sollen sie sich!“ erwiderte ich bockig.

„Heulen sollen sie, bereun!“

„Wegen dem bissel Dresche!“

Der dickfällige Grammatke begriff den Troß nicht, den die Empfindlichkeit gebär.

Aber Rainer unterstützte mich: „Nicht wegen der Dresche, Senker, wegen der Ungerechtigkeit!“

Und er schilderte den Anlaß unseres tollen Plans noch einmal — mit deftigen Flüchen für unseren Vater und manchem Zierat seiner Phantasie. Wir hätten mit Gustav Krummbach, Gotter-Paule und anderen Hofekindern gespielt; auch Elli Kasten sei dabei gewesen, die Tochter des Bahnhofswirts. Da habe Paule gesagt, Elli sei eine „Sau“, und ein Schimpfwort, das wir beide nicht kannten. Dazu hätten alle Kinder gelacht, natürlich auch wir. Plötzlich habe Vater gepfiffen und uns hinaufgerufen. „Was hast du zu Elli gesagt?“ habe Vater Rainer angeherrscht.!

„Und dann hat er mir eine gelatscht! Aber ich habe gesagt: ‚Ich habe doch gar nichts gesagt!‘ und Uli hat’s auch gesagt. Da ist Vatel furchtbar wütend geworden und hat geschrien: ‚Auch noch lügen, ihr Strolche!‘ Und dann hat er uns übergebuckelt und hat uns lausig verdroschen, und dazu hat er immer geschrien: ‚Fürs Lügen, ihr Strolche! Nur fürs Lügen!‘ Dabei ist ihm die Uhr aus der Weste gefallen, und peng! — war das Glas entzwei. Da hat ihn der liebe Gott gestraft für seine Ungerechtigkeit!“

„Und jetzt strafen wir ihn!“ fiel ich mit rüpeliger Dreistheit ein. „Er soll uns in Posemuckel suchen! Und Nuttel wird ihm böse sein wegen der Gemeinheit. Sie wird im grünen Nähstuhl sitzen und immerzu natschen, und die Leute werden sagen: ‚Der Wagemann ist ein grober Patron! Dem seine Jungen sind nach Amerika durchgebrannt, weil er sie ungerecht geprügelt hat.‘“

„Wieso — Amerika?“ fragte Rainer verwundert.

Und ich erzählte den Plan, den ich im Sprechen ersann: wir führen durch Schäfke und Bartsch in die Oder und hinunter bis Stettin. Dort verkaufen wir das Boot und lösen Schiffskarten nach Amerika.

„Nee! Das geht nicht!“ meinte Senker, der reglos zugehört hatte. „Das Boot ist meinem Papa seins!“

„Das muß Vatel ihm ersetzen! Auch das wird ihn schön ärgern.“

Aber Grammatke leistete sturen Widerstand, und ich schrie ihn an, und er schrie zurück. Da mischte sich Rainer in unseren Zank:

„Amerika finde ich quatschig, wo wir nicht mal amerikanisch können. Ich bin für Fahren und Bleiben, wo’s uns gefällt. Vielleicht finden wir ’ne Burg auf einem Felsen, wie im ‚Deutschen Taschenbuch‘. Sonst bauen wir uns aus Säcken ein Zelt, machen Dämmerle und Röstkartoffeln, und wenn wir genug haben, da fahren wir eben weiter!“

Das wiederum fand Senker „quatschig“. Und da er keinen eignen Vorschlag wußte, entschied er sich für Amerika. Das stärkte meinen Rücken.

„Man muß halt ein Ziel haben, wenn man was erreichen will!“ belehrte ich den jüngeren Bruder.

„Das ist doch ein Ziel!“ entgegnete der mit versonnenem Troß, „fahren und bleiben, wo's einem gefällt!“

Dem widersprachen wir beide. Und Rainer starrte schweigend in den versackten Himmel. Ich boste mich über diese „verfluchte Unbelehrbarkeit“, nannte ihn Kindskopf und gab ihm Tritte gegen das Schienbein.

Da springt der Bruder auf; wir kommen ins Handgemenge. Rainer packt meine Kehle und ich die seinige. Ein rasendes Schwanken des Boots — Grammatke schreit, und wir stürzen ineinandergekrampft kopfüber in das schlammige Flüsschen.

Mühsam puddelnd — wir konnten damals noch nicht schwimmen — erreichten wir das Ufer, wohin Senker bereits das vollgeschlagene Boot gelenkt hatte.

Dann saßen wir lange im Gebüsch — die feuchten Säcke umgehängt, wortlos und frierend. So fand uns Kapuste, den die Eltern auf die Suche nach uns geschickt hatten. Und mit neuen Prügeln endete das Abenteuer.

Dabei liebte ich den Vater, der uns schlug, während Rainer ihn mit Bängnis wie das Walten der Natur verehrte. Freilich hatten wir als Kinder keine Vorstellung von dieser Gegensätzlichkeit der Neigung. Jedoch entschied der Trieb das Urteil stets in diesem Sinne — so auch in Vaters „Bombensache“, die für Rainer „das furchtbare Unglück“ war. Im wolkenlosen Blau des Himmels stand die Sonne über den weiten Stoppelfeldern. Millionen Mücken tanzten in der staubsatten Luft. Reglos standen die Windmühlen im Gelände. Kein Hauch und kein Laut. Nur mein „Hüh!“ ertönte zuweilen und dann — das Knarren des Wagens, Klinkern der Ketten, Schnaufen der Pferde.

Ich leitete die Wallache von Hausen zu Hausen. Der alte Gotter, Paulus Vater, warf die Garben in den Arm des kleinen Stolbe, der sie sauber in die Leitern haute:

Rainer lag rücklings auf dem Strohgebirge und starrte den Schwalben nach, die ihre Kurven zogen.

Endlich krächte Stolbe „Haalt!“, kletterte vom Wagen und kam kniebeinig auf mich zu. Von seiner Stirne glitten die staubgrauen Bäcklein des Schweißes langsam durch das pergamentene Gerille der Schläfen. Stolbe nahm die Mütze ab. Ihr Lederband troff vor Nässe. Dann zog er aus dem Stiefelschaft das Fläschchen und tat einen gluckernden Schluck.

Gotter hatte sich unterdessen in den Schatten der nahen Mühle geworfen. Ich saß erschöpft am Grabenrand. Rainer lag noch immer auf dem geladenen Erntewagen — reglos und unsichtbar. Weit und breit war kein Laut zu hören.

Endlich preßte Stolbe „Geschinde, beschissenes!“ zwischen den Zähnen hervor. Dann nahm er die Leine von der Kunge und brachte die schweren Wallache aus ihrer Döserci. Das Handpferd sprang willig an. Doch der Dicke rührte sich nicht. Stolbe krächzte „Jüho, ihr Lergen!“

Da sprangen beide Pferde an und taumelten zurück. Der Kutscher schlug die Peitsche über ihre breiten Rücken, zerrte die Leine und schlug wieder zu. Und die Pferde sprangen an — wieder und wieder . . . Schon stieg das Handpferd röchelnd auf die Hinterhufe; Geschirr und Achsen quietschten, die Räder hoben sich langsam aus dem Erdreich, da machte der Dicke einen stolperigen Quersprung, daß die Krume stäubte: der Wagen war in seine Dücke zurückgeackelt. Wieder standen die Pferde — schnaufend und mit fliegenden Flanken. Und der kleine Stolbe stand daneben — erschöpft wie sie. Zügel und Peitsche hingen in seinen baumelnden Händen. Aus seinem verfilzten Bart drangen die hingemurrten Flüche wie tierisches Stöhnen.

Und plötzlich brennt seine Kraft noch einmal in jähem Zorne auf. Er wirft die Leine hin, greift den Peitschenstiel fester, ein Sprung — und er hält den Zügel am Maule des Handpferds gepackt. Nun reißt er die Pferde herum, fuchelt mit dem Stecken vor ihren Augen, und dann schlägt er ihn über ihre Köpfe, gegen Schnauzen und Stirn.

Die Wallache bäumen sich unter den Schlägen. Stolbe reißt sie wendigen Griffs zurück, und dann hageln die Hiebe des Rasenden auf die zitternden Tiere.

Ich bin aufgesprungen und schreie nach einer Sekunde der Lähmung: „Stolbe!“

Rainer starrt mit aufgerissenen Augen hin. Dann bettelt er: „Nicht wehtun, Herr Stolbe!“

Auch der alte Gotter hat sich erhoben und ruft: „Halt ock, Karle!“

Da biegen unsere weißen Litauer in den Feldweg ein. Auf dem Bock des Landwagens sitzt Josef, der Bruder des kleinen Stolbe, und hinten steht Vater — leicht vorgeneigt die große Gestalt, eine Hand am Geländer des Bocks, die andere in der Luft geballt.

Jetzt schreit Vater „Halt!“ — Josef zügelt die Litauer mit einem Ruck — Vater steigt auf den Tritt; unter seinem Gewicht neigt sich der Wagen im Gefeder. Er springt ab und rennt auf den kleinen Stolbe zu.

„Was treiben Sie da, Sie Saukerl!“ schreit Vater.

„’s sind a paar tück’sche Luder, Herr!“ entschuldigt sich Stolbe.

„Ach, was! — müde sind die Tiere!“

Vater ist schon wieder ruhig. Da entdeckt er die blutige Stirn des Dicken, und die Flamme des Zorns schlägt von neuem hoch. Sein Gesicht wird dunkelrot, der Atem beginnt zu fliegen. So geht er mit geballten Fäusten, den breiten Nacken gesenkt, auf Stolbe zu. Der wischt seine Hände über das Gesicht. Ein Stoß vor die Brust, und der Kutscher stolpert an den Rain.

„Das laß ich mir nicht gefallen, Herr!“ krächzt der kleine Stolbe und springt auf.

„Was lassen Sie sich nicht gefallen, Sie Pferdeschinder!“

Vater hat die Peitsche aufgehoben und schlägt, in die Flamme seines Zorns gehüllt, auf Stolbe ein, bis der wimmernd zusammenbricht.

Rainer steht reglos auf dem Wagen — den Mund geöffnet, eine Hand leicht angehoben, wie ein Standbild des Schreckens auf ragendem Fels. Josef, der Bruder des Geschlagenen, sitzt in stumpfer Ruhe auf dem Bock. Gotter stützt sich auf die Gabel und kraßt seinen kahlen Hinterkopf.

Inzwischen ist Stolbe aufgesprungen und — an die Kehle unseres Vaters. Der hat die Fäuste gehoben und schlägt sie mit voller Wucht über den Schädel des kleinen Mannes. Stolbe läßt los, torkelt ein paar Schritte, bricht zusammen, und der Vater schlägt erneut mit der Peitsche auf ihn ein.

Da ertönt ein Schrei. Mit einem Satz ist Rainer von der Höhe des Wagens gesprungen und lautlos zusammengesackt. Einen Augenblick später stürzt er zu Vater.

„Vaterle, liebes, gutes Vaterle! Tu ihm nichts mehr! Du schlägst ihn ja tot!“

Dabei umklammert Rainer die gelben Ledergamaschen unseres Vaters wie ein Ertrinkender die Rettungsboje, schluchzt und schreit und bettelt — von Grauen geschüttelt und ohne Maß, bis Vater die Peitsche mit einem Ruck hinwirft und selbst stöhnend sein stöhnendes Kind aufhebt.

Ich habe dabeigestanden — die Fäuste geballt und die Zunge zwischen den Zähnen. Mein Jungenherz stand in Flammen für den Vater.

Dann wurden wir heimgeschickt. Hand in Hand gingen wir die lange Schnur des Feldweges entlang. Rainer weinte still für sich. Ich sah ihn neben mir — einen halben Kopf kleiner als ich, das braune Haar verklebt und die blanken Knöpfe der Augen im schmierigen Gesicht. Da dachte ich, daß er noch ein rechtes Kind sei, das Rainerle, und ich sagte — ehrlich begeistert und überlegen, wie ich mir vorkam: „Vater ist ein Held!“

„Ich hab’ ja solche Angst vor seiner Wut!“ entgegnete Rainer unter Tränen.

Angst hat er, dachte ich — er ist wohl gar ein Baby! Das reizte meinen Widerspruch.

„Vater ist ein bulliger Mann — wie der Hagen von den Nibelungen!“

„Und wenn der kleine Stolbe totgegangen wäre?“ fragte der Bruder leise.

„Das wäre dem Pferdeschinder recht!“ erwiderte ich kühn.

„Dann käme Vater in den Kasten, und sie hackten ihm den Kopf ab, und wir hätten keinen Vater mehr!“

Dem?! Ich mußte lachen. Da kannte Rainer unsern Vater schlecht!

„Du bist ein Kindskopf!“

So begann ich die Geschichte, die den Bruder überzeugen sollte. Kapuste hatte sie mir jüngst auf einer langen Wagenfahrt erzählt.

„Drüben in Russisch-Polen hat Vater ganz andre Bombensachen gedreht. Da war das hier der reinste Lapperklam!“

Und ich berichtete dem Bruder, wie Vater und Kapuste als junge Leute monatelang Holz vermessen hätten — im Auftrage des Großvaters, der nach dem Tode seines Bruders, des verrückten Onkel Ferdinand, der Chef der Firma Wagemann-Gebrüder war.

„In einem richtigen Urwald war's“, so fuhr ich fort, während wir an der kleinen Brücke stehen blieben. „Da gab's nur Füchse und Wölfe und manchmal gar Bären, aber Menschen — nee, Menschen gabs weit und breit nicht, nicht mal das kleinste Dörfel. Die beiden wohnten in einem Blockhaus, und manchmal fuhren sie in die Stadt hinein — nach Plotsch oder Lops oder . . . na, eben so 'n poltsches Nest! Das eine Mal — da brachten sie Geld mit, ein ganzes Säckel — Silber und Gold! Haus hoch lag der Schnee — Kapuste meinte, soviel Schnee gibt's in Deutschland überhaupt nicht! — und die Kälte . . . Mensch, das muß ja viehisch sein! Auf einmal — mitten im Urwalde — da springen zwei Kerle hinter den Bäumen hervor, und schon stehen sie auf den Rufen des Schlittens. Der eine hat Vatel, der andre den Kapuste gepackt. Aber Vatel ist ja nicht zu streiten — ich glaube, der ist der stärkste Mann der Welt! Er reißt den Krückstock unter den Pelzdecken vor und knall! — hat der Kerl eins über dem Schädel. Er läßt los und stürzt von der Kufe. Dann hat Vatel die rasenden Gäule gezügelt und ist dem Kapuste zu Hilfe gekommen, der schon halb fertig war — die Flasche! Das gibt er selber zu! Aber Vatel — nee, der ist nicht fertig zu machen. Mit dem Schlagring holt er aus; der Räuber macht noch einen Quietscher und aus! — tot, der Schädel gebrochen. Na, und was denkste, was das Gericht erklärt hat?!“

Ich stellte mich mit aufgestemmtten Armen herausfordernd vor den Bruder.

„Glatt freigesprochen! Das hat Vatel gut gemacht — haben die russischen Richter gesagt, und er braucht nicht in den Kasten. Und Kopp abhacken . . . so ein Laber! Unser Vatel ist eben ein bulliger Held!“

Rainer hatte mich mit seinen großen Augen angesehen — unverwandt! Kein Wort meiner begeisterten Rede schien ihm entgangen zu sein. Endlich sagte er, indem er mit dem Handrücken die letzte Träne über seine Wange schmierte: „Stolbe ist aber kein Räuber!“

„Ein Pferdeschinder ist er!“ erklärte ich gereizt. „Das ist noch viel gemeiner!“

Rainer schüttelte den Kopf.

„Ich will zu Muttel!“ sagte er leise.

Ich zerrte an seiner Hand und höhnte: „Schürzenbündel! Sattelfind!“

Doch der Bruder achtete meiner nicht. In sich gekehrt lief er den Feldweg entlang.

Unterdesseu waren qualmige Wolken vor uns aufgestiegen. Aus ihrer stählernen Bläue zuckte ein Bliß in die grüne Stille der Wälder längs des Horizontes.

Fernher murrte der Donner. Bald klatschten die ersten Tropfen in unsere heißen Gesichter.

Im Galopp erreichten wir das Haus, als das Unwetter zu toben begann. Aus ihm wuchs ein endloser Landregen, und aus dem Landregen der Herbst. Als seine Winde das Laub von den Bäumen rissen, hieß es Abschied nehmen von K. — von Haus und Holzplatz, von Garten, Scheune und Stall, von den Pferden und den Gespielen, ja und vor allem von Grammatke, dem Freunde der Kinderzeit, der uns allerdings verbunden bleiben sollte — bis zu Rainers Tode. Doch das ahnten wir bei diesem kummervollen Abschied nicht.

Adieu, Senker — treuester der Freunde! Lebt wohl, ihr Wallache, die wir euch mehr als alle Menschen liebten! Adieu, Gaurula — Traum der Knabenjahre!

Nach Breslau sind wir damals gezogen. Und die Last der großen Stadt, uns feindlich und unbegreifbar zugleich, erstickte jählings die tanzenden Flämmchen der Kinderzeit.

III. Jugend in Breslau

Nur die Last blieb fühlbar, die wir auf uns nehmen mußten, ohne den Sinn zu begreifen und so an der Güte teilzuhaben, die allem Vernünftigen innewohnt.

Erbarungslos war die Großstadt; sie bestand nur aus Steinen. Aber konnten nicht auch Steine leben? Wir hatten ihren Atem schon gespürt. Wenn die Sonne hoch über den sommerlichen Feldern stand, kuschelten sie in den Gräsern am Raine. Aus den Sümpfen der Luge starrten sie mit ihren moosigen Augen auf Rotaschel und Pärtsche. Und schiefen friedlich, zu Wällen geschichtet, im Schatten der mächtigen Eichen.

Die Steine der Großstadt waren tot. Nein, sie waren nicht tot; sie hatten wohl niemals gelebt. Sie erschienen uns Landjungen künstlich — überwältigend und dabei furchtbar — wie Beton und Stahl, das Licht, der Fernsprecher, die Straßenbahn, ja, auch wie ihre Menschen.

Ein verschachteltes Gefängnis — so sahen wir zunächst die alte Oberstadt mit ihrem Einerlei vergrauter Häuserreihen und dem Gewirre ineinander. Und abends, wenn die Sonne zur Küste ging, wurde das Gefängnis zum Verließ. Die Häuser verschwammen in endloser Höhe; die Luft war sichtbar vor Schmutz; in dem Streifen Himmel zwischen den Straßenzeilen hing ein verwaschener Felsen Abendrot.

„Siehst du, die Sonne weint!“ sagte Rainer und packte meine Hand. Wir gingen die graue Brunnenstraße entlang. Warum . . . warum . . . warum . . . murrte es in unsern Herzen. Und Rainer sprach die Frage aus.

„Das verstehst du nicht!“ antwortete ich. Denn ich war der Ältere, und der mußte es, dachte ich, verstehen.

„Es ist wegen dem Geschäft!“ Und dann erzählte ich, daß die Firma Wagemann-Gebrüder groß geworden ist: drei Sägemühlen gehörten ihr jetzt, die in K. und eine am Masurischen Mauersee und die dritte bei Bojanowo, und die Firma — das seien Vater und Onkel Rudolf allein.

„Die zwei können nicht überall auf einmal sein; und auf andre ist eh' kein Verlaß! Da brauchten sie, hat Vatel gesagt, eine Zentrale.“

„Großvater Wagemann und dem sein Bruder, der verrückte Onkel Ferdinand, sie waren auch bloß zwei in unserer Firma, und die brauchten auch keine ...“

„Zentrale!“ ergänzte ich Rainers Widerspruch. „Damals waren eben andre Zeiten, Mensch! Da war man noch altmodisch. Denkste etwa, da gab's Gatter und Kreislagen und ein Kesselhaus, wo 's Reingehen die Polizei verbietet? Und R. hat Telephon bloß bis um sieben und keine Eisenbahn mitten in der Nacht. Das Nest ist total unbrauchbar für 'n modernes Geschäft — sagt Onkel Rudolf.“

„Die kleine Großmutter hat mir's ja erzählt.“

Mein Bruder war, trozig wie immer, stehen geblieben.

„Viel schöner war's damals, wie der Großvater noch lebte!“

„Nepprig war's“, erwiderte ich. „Da haben sie das Holz noch stückweise auf großen Böcken zersägt, oben ein Mann und unten zweie; die haben die Blattsäge mit der Hand gezogen. Das war doch kein Betrieb!“

„Ich finde es fein.“

Ganz einfach sprach Rainer die Worte — mit der inneren Stille des Traums. Und dann berichtete er, was wir beide längst wußten und was wir uns doch immer wieder erzählten — wie zu einer heimlichen Tröstung: Großmutter's Geschichte von der Gründung des Geschäfts.

Der Ursprung war ein Eichenbusch, der auf Großmutter's Erbgut stand. Ihr Mann, unser Großvater, hatte eine Wirtschaft in einem Nachbardorf besessen. Die verkaufte er, als er die Großmutter nahm, an seinen jüngeren Bruder Ferdinand, der Junggeselle und ein Abenteuerer mit praktischem Verstande war. Der verrückte Onkel Ferdinand — keinen spannenderen Stoff kannte unsere Jugend. Begann Großmutter davon zu erzählen, so vergaßen wir Essen und Schmökern und Spielen, ja selbst das Klauen der Frühäpfel bei Nachbar Grammatke. Der Tote, den wir nie gesehen hatten — er war vor unsrer Geburt gestorben — war der zauberische Held unsrer Knabenzeit, den wir verehrten — mit Hingabe, kindlicher Liebe und den Schauern der Gänsehaut. Wenn Großmutter erzählte, wie der Onkel in einer Nacht seine Wirtschaft beim Würfeln im Kreischam verspielte und sich eins pfiß, während die Familie ratlos lamentierte, und in der andern Nacht seinen Besitz zurückgewann und kein Sterbenswörtchen davon erzählte, so daß die Familie bis zum nächsten Kirchgang im Unklaren blieb, dann klopfen unsre Kinderherzen wild. Das Blut lief rascher durch die Adern. Es war sein Blut — wir spürten es bis in die Haut, die heißig wurde.

Und so war auch die Geschichte von der Gründung des Geschäfts:

Eines Morgens ritt der Onkel in den Gutshof unsrer Großeltern — auf seinem Schimmelhengst, der nie einen Sattel, nur eine Decke trug. Er holte den Großvater von der Lenne. Einen Viertelsack hielt er in der Hand. Den warf er auf den Tisch der Wohnstube, öffnete ihn und schüttete den Inhalt

aus: Tausend Louisdore. Zwanzigtausend Mark in geprägtem Gold lagen auf dem Tisch. Und dann entdeckte er seinen Plan. Er hatte, schweigend wie er alles tat, seine Wirtschaft verkauft. Nun wollte er ein Holzgeschäft eröffnen, und sein Bruder müsse der Teilhaber werden. Als Einzahlung gelte der Eichenbusch. Der Plan hatte so glühende Farben, daß davon Großvater in Flammen geriet.

Und dann saßen die Brüder Wagemann in der kühlen Wohnstube des einen, während draußen die heiße Ernteschlacht wogte, und schichteten die Quadern ihrer Phantasie, die der Mörtel der Vernunft fest aneinanderfügte: die Bauernwäldchen der Umgebung würden gekauft, in den stillen Zeiten des Landjahres von den Knechten zersägt, die Bretter auf Kungenwagen vier-spännig nach Breslau gebracht, das damals gewaltig zu wachsen begann. Dann sollte der Vorstoß nach Russisch-Polen folgen. Onkel Ferdinand wollte den adligen Grundherren ganze Wälder ablaufen, das Holz auf der Weichsel nach Deutschland bringen und an Berliner Holzhändler verkaufen.

So waren die Pläne der beiden jungen Bauern, die nur die Dorfschule besucht und niemals ihren Bezirk verlassen hatten. Und die Pläne wurden Wirklichkeit — trotz der Warnung des Kaplan Eschenbach und Großmutter's flehenden Bitten. Ihr Mann trennte sein Vermögen von dem ihrigen, damit die acht Kinder nicht in den Strudel des Abenteuers gerieten. Die Frau behielt das Erbgut, der Mann nahm den Eichenbusch und das Geld. Damit war Großmutter zufrieden.

„Was wollt ich machen, Enkerle!“ sagte sie leise, wenn sie die Geschichte wieder einmal erzählte — vielleicht zum zwanzigstenmal.

„Wo der Ferdinand regierte, da gab's nur Untertanen. Der war so recht ein heimlicher Kaiser. Und daß die Wagemanns alle Tollköpfe mit einem rasenden Geblüt, versponnenen Herzen und steinernen Fäusten waren — das wußte ich als Nachbarskind schließlich, ehe ich den Großvater nahm.“ So erzählte unsre Großmutter.

Und der heimliche Kaiser unsrer Knabenträume zog schließlich ostwärts — auf seinem Schimmelhengst ohne Sattel und mit einem Korbwägelchen, dessen Rappen der alte Siebenhaar lenkte. Mit einem polnischen Sprachbuch, der Landkarte und einem Sack Louisdore zogen sie in das unbekannte Russisch-Polen. Auf dem Korbwägelchen war der Räucher-speck, ein paar Würste, ein Topf Schmalz, das bißchen Wäsche und Futter für die Pferde verstaut.

Ihren Weg sperrte die Weichsel, die das Hochwasser des Frühlings trug. Weithin war keine Brücke zu finden. Da trieb der heimliche Kaiser im Banne seines Plans den Hengst in die lehmigen Fluten und erreichte, den Geldsack hoch über dem Kopf, auf schwimmendem Bauernpferd das andre Ufer. Danach folgte Siebenhaar mit dem Rappen. An die Räder des Wagens waren leere Bierfässer gebunden, die ihn über Wasser hielten. Und fünf Monate später, an einem heißen Augustmorgen, war Onkel Ferdinand zurück — mit den Pferden, dem Wagen, dem Kutscher Siebenhaar. Nur die Louisdore

waren dort geblieben. Dafür gehörte der neuen Firma „Wagemann-Gebrüder“ ein Streifen Wald im Gouvernement Plozk, und der Vertrag des Notars steckte in Onkels Toppentasche. Über seine Reise sprach er wenig. „Hochmütige Lapse“ seien die polnischen Grundherren, meinte er einmal, und daß er ihnen gezeigt habe, „wo Bartel den Most holt“.

Diese Geschichte erzählten wir uns immer wieder. Und an jenem Abend meinte Rainer schließlich:

„Überhaupt war alles viel schöner damals, nicht bloß die Fahrten des verrückten Onkel Ferdinand. 'n rechter Zusammenhang war, hat Großmutter gesagt, zwischen Meister und Arbeitern, bei Menschen wie Tieren. Da waren alle noch eingebettet in das nämliche Leben — so hat es Großmutter gesagt. Und heute sind die garstigen Zeiten, wo alles verhärtet ist und von Gott verlassen!“

„Die Großmutter ist eben alt!“ sagte ich dazu.

Die Erklärung befriedigte Rainer so wenig wie — mich selber.

Ein Trost und zugleich ein Abenteuer war die neue Wohnung, die uns Eindruck machte.

Acht Zimmer, drei Säle darunter — das spiegelnde Parkett, buntbebilderte Türen aus verbleitem Glas, der Stuck der Decken und vor allem die riesigen Kronen. Da war eine aus geschmiedetem Eisen. Zehn Birnen flammten auf, wenn man zweimal am großen Schalter drehte, und drehte man am Kleinen, brannten noch vier Deckenlichter unter gläsernen Perlvorhängen.

Und dann die Tapeten! Der Salon war mit goldener Seide bespannt.

„Moosch! Ist das echtes Gold?!“ hatte Rainer gerufen, als er das Zimmer zum erstenmal sah — mit dem Unterton des Schreckens, so möchte es mir in der Erinnerung scheinen.

„Dummerle!“ Vater strich über sein seidiges Haar.

„Wir sind weder Fürchten noch spleenige Milliardäre. Tineff ist das hochmoderne Zeug!“

Dabei zupfte er an der Bespannung, als ob er beim Kartoffellesen die Dichte eines Sackes prüfte.

Mutter hatte heftig widersprochen. Er solle die Kinder keine Rändeleien lehren. Das sei ein sündenteurer Stoff, und wer von uns sich daran zu schaffen mache, der bekomme eine geklebt.

Aber Vater war zum Necken aufgelegt.

„Laßt euch nicht verzärteln!“ sagte er zu uns, „Salonlöwen brauche ich nicht als Söhne! Der Prunk ist fürs Geschäft. Danach schäßen die Armeleuchter hier den Menschen! Ihr sollt bleiben wie ihr seid. Und wenn euch einer fragt, was euer Vater ist, dann sagt ihr . . .?“

„Holzhacker!“ jubelten wir aus einem Munde.

Mutter war darüber vollends böse.

„Deine Erziehung!“ sagte sie schnippisch. „Wie soll ich in den Bengels den Sinn für das Höhere wecken?!“

Dazu zeigte sie ihr leidendes Gesicht. Und Vater lachte. Groß und wuchtig stand er neben unsrer zarten Mama — wie ein alter Wachturm neben einer ranken Säule, sie schützend und zugleich beschattend.

„Du bist nervös!“ sagte er endlich, als er über Mutters Augen den feuchten Schimmer wahrte.

„In Freiheit wachsen lassen und dabei hegen — eine andre Erziehung gibt es nicht!“

Dann ging er mit seinen alten Niedertretern aus dem Salon, und das Parkett knarrte unter seinen schweren Schritten.

Bald war das Abenteuer der neuen Wohnung durchlebt. Wir hatten ein unbekanntes Land erforscht: die Mechanik der Knipser, Verschraubung der Glühbirnen, das Haustelesphon, Warmwasserbeuler, die Tapete des Herrenzimmers, die wie Leder ansah und doch nur Pappe war, Gobelinstühle und Berliner Fenster. Kenntnis und Gewöhnung entzauberten sie.

Auch die neue Schule — „das humanistische Gymnasium“, wie wir mit jungenhaftem Stolz sagten, obzwar es deren einige gab — trug bald die Züge des Gewohnten, zumal wir ihren Aufgaben gewachsen waren.

Dagegen schienen uns die Kinder unsres Alters in manchem überlegen. Wendig und sicher spürten sie wohl das Erbarmungslose der großen Stadt nicht, das uns in einem versteckten Winkel des Herzens wehrlos machte.

Das reizte uns schließlich in wilden Zorn hinein. „Pomadenaffen“ schimpften wir die knabenhaften Stutzer, deren es in unsrer Schule viele gab. Sie trugen Knöpfschuhe, Armbreitchen und goldene Ringe bereits in Untertertia. Für die Streber, die nicht minder zahlreich waren, hatte Rainer ein neues Spottwort ausgedacht, das mir „genial“ erschien. „Lakrikenstangen“ nannte er die Kameraden, die mit gemessenen Schritten und den säuerlichen Mienen einer ungreifbaren Heuchelei den Pfad der Tugend vorwärtsstrebten. Zumal in meiner Klasse trieben die „Lakrikenstangen“, die eine ganze Truppe waren, ihre öden Jagereien. Noch heute kann ich dieses Vereins „Elite“ — oder hieß er „Excelsior“? — nicht ohne ein Lächeln gedenken.

Dabei waren seine Mitglieder — allein betrachtet — zumeist nette Burschen. Der kleine Puck zum Beispiel, der heute Regierungsrat und mein Freund geworden ist, zeigte damals schon die Fähigkeiten einer reichen Seele — das spürte ich bereits in Tertia, ohne daß es mir bewußt worden wäre. Aber er war ein schüchterner Beamtensohn, verwaist und ohne Geld. Also hatte er im Orchester mitzuspielen, wenn Weidlich seine erste Geige hob. Dieser Weidlich, Sohn des Direktors und eine „bodenlose Flasche“, wie ihn unser Ingrimme taufte, hat sich später als ein Mensch von Mut und kameradschaftlichem Fühlen ausgewiesen.

Noch heute schaudere ich bei dem Gedanken, daß von der Güte dieses Menschen, der mich als Schüler haßte, weil ich ihn immer wieder mit

Verachtung traf — wie böse können Jungenfeinde aufeinander sein! — mein Leben einmal abgehangen hat, wie das des Steigers von der Güte seines Stricks. Und doch stand in der dunkelsten Minute meines Daseins der Schatten Weidlichs neben mir, als hätte eines Zufalls Laune den längst Vergessenen herbeigeweht.

Als Pennäler war derselbe Mensch — ich irre mich bestimmt nicht, und Puck hat es mir bestätigt — ein Ausbund der Gemeinheit.

Da gefielen uns die Kinder der Hausbewohner schon ein wenig besser, obwohl auch sie aus andrem Holz als wir geschnitten schienen.

Fellner, der in meine Klasse ging, hatte ein freches Mundwerk, das die Achtung unsrer Rüpelzeit verlangte und erhielt. Seiner Unverfrorenheit verdankten wir die kleinen Kniffe, die das Leben in der großen Stadt ein wenig heller machten: das kostenlose Fahren auf der Straßenbahn, Einschmuggeln in die „Grand-Lichtspiele“ und das verbotene Fruchtisessen bei Giovanni Giacin.

Fellners besten Freund, das schwächliche Vubilein, ehrten wir wie eine „Leuchte“. Tatsächlich hatte der Sohn des Hochschullehrers Kröner mehr gelesen als wir andren Jungen gleichen Alters.

„Kennst du Kant?“ fragte er mich einmal auf der Treppe.

„Klar, Mensch!“ erwiderte ich mit Brustton, obzwar ich keine Ahnung hatte.

Von ihm erhielten wir die ersten Bücher nach unserem Sinn — „bullige Schwarten“ nannten wir Hauffs Lichtenstein und die Erzählungen von Mörike. Von Bubi Kröner stammten auch die Anregungen, die uns wirklich förderten: die Versuche mit dem Mikroskop, den Geisler-Röhren und der Dampfmaschine. Begeistert flochten wir um seinen strubbeligen Kopf den Lorbeerkranz des Meisters. Sein Vater, der Geheimrat, war für uns „der Koloss der deutschen Wissenschaft“ — was mußte der für Kenntnisse haben, wenn sein Sohn schon so viel wußte!

Mit scheuer Ehrfurcht, wie sie nur die Knabenjahre kennen, zogen wir die Mühen bis zur Erde, wenn der Professor mit der besonnenen, dabei straffen Haltung — das graue Haar kurz geschnitten und die Augen hinter einem Kneifer innenwärts gekehrt — die Straße entlang stolzierte. Seitdem wir sein Bild im „Daheim“ gesehen hatten, erfüllte uns ein starkes Glücksgefühl, mit diesem Wundermann in einem Haus zu wohnen, zumal auch Vater ihn „eine Koryphäe seines Faches“ nannte. Und der Sohn erstrebte, was der Vater war. Dabei hatte er das wilde Knabenspiel vergessen, das uns immer noch in Atem hielt.

Messerspielen, Dämmerlemachen und das Schinden am indianischen Marterpfahl: unsre Spiele fanden keine Kameraden, so sehr wir auch nach ihnen suchten. Also blieben wir allein und die Spiele — ungespielt. Was in A. gleichgültig gewesen war — hier erwies es sich als Hindernis: allein konnten wir nicht spielen; wir hatten den Schwung der Stadt nicht erfaßt.

Doch auch daran gewöhnten wir uns langsam. Schließlich wurde unser neues Leben zur Gewohnheit, wie die Kette dem Sträfling Gewohnheit wird: er hat sich damit abgefunden und spürt sie doch schmerzlich bei jedem Schritt.

So wurde das Vergleiten unsrer Tage — für uns nicht merklich — ein Leben im Traum. Er war die Rettung aus dem Unbehagen des erzwungenen Daseins. In seinem Gespinnst verwandelte sich die Welt zu einem Trugbild der Wirklichkeit: das Städtchen K. und unser Haus, der Holzplatz, die Äcker, die Pferde . . . sie wuchsen im Glase, verschönt von den Strahlen der Sehnsucht.

Das geräumige Landhaus, das der verrückte Onkel Ferdinand gebaut hatte — „der Raumverschwender“, wie ihn Großmutter nannte — sah plötzlich dem Schlosse unsres Herzogs zum Verwechseln ähnlich. Aus unserm hübschen und damals noch recht großen Garten wurde ein grenzenloser Park mit Lustwäldchen, verummelten Seen und tropischem Geblüh. Die dreißig Arbeiter der Sägemühle, Gespanne, Äcker, die Fischerei von Senkers Vater — sie verzehnfachten sich im Spiele unsrer Phantasie. Wir logen beide, ohne je darüber zu verhandeln, ja ohne es selbst klar zu fühlen — in stiller Zusammenarbeit und erstaunlich geschickt.

Die Lüge war Selbstbehauptung — nicht nur den Kameraden gegenüber, auch vor uns selber. Entsinne ich mich heute dieser Zeit, so will es mir erscheinen, als hätten wir wie alte Leute hingelebt — verkapselt, der Erinnerung zugewandt und ohne Bindung an die Gegenwart. „Weißt du noch?“ war unsre liebste Frage, und das schwärmerische Fabeln unser schönstes Spiel. Uns beschäftigte vor allem, was mit K. zusammenhing — so auch die Gestalt des neuen Domherrn.

Gschenbach war bis zu dieser Zeit Stadtpfarrer in K. gewesen. Daher stammte seine Freundschaft mit dem Vater, die von seltener Innigkeit war. Wenn die beiden vor dem Schachbrett saßen, Vater mit Zigarre und Gschenbach mit seiner schmalen Pfeife, lag über diesem Bild ein Frieden, den wir Kinder liebten. Wenn der Pfarrer uns in K. besuchte, kuschelten wir uns in die Sofaecke und lauschten, mäuschenstill, den Reden.

Beide hießen Josef, und da sie das brüderliche Du gebrauchten, redeten sie einander mit dem gleichen Namen an.

„Josef, du schwimmst heute!“ sagte Gschenbach mit seiner hohen Stimme, die ein wenig siepte, und tat den nächsten Zug.

„Gleich wirst du ersoffen sein, Josef!“ erwiderte der derbe Baß des Vaters. Dann sprachen sie über die Ereignisse der Woche — Geburt und Tod in der Gemeinde, die Ernteaussicht, Geschäft und Politik.

„Du hast den kleinen Stolbe geschlagen!“ sagte Gschenbach einmal und zupfte an den grauen Büscheln seiner Augenbrauen.

Wir hielten den Atem an: was würde Vater sagen?

„Er ist ein Pferdechinder, Josef!“ brummte er und war wohl gar verlegen.

„Und du bist unbeherrscht! Nimm es mir nicht übel, Josef!“

Eschenbach, der ein volles Jahrzehnt älter war als unser Vater — uns erschien er wie ein Greis! — hob die Mahnung aus dem großen Schatze seiner Güte. Das spürten wir mit der Sicherheit des Kindes.

„Du weißt doch, was der Zähzorn die Wagemanns gekostet hat!“

Er freilich wußte es genau so gut wie unser Vater. Der Pfarrer hatte Großvater und den verrückten Onkel Ferdinand gekannt. Großmutter liebte er. Wenn er sie besuchte und ein Weilchen neben ihrem Lehnstuhl saß, unterhielt er sie mit Anekdotchen, bis in ihrem verschrumpelten Gesicht das Lachen blühte. An Vater und Onkel Rudolf band ihn enge Freundschaft, obwohl die beiden durchaus nicht kirchensfromm, ja rechte Sünder waren. Ihre Schwestern hatte er getraut, uns getauft. Er kannte die Familie Wagemann wie kein zweiter. Und alle liebten ihn. Sein Ratsschlag war das unumstößliche Gesetz.

Eschenbach war als Geistlicher ein Weltmann. Weitgereist und mancher Sprache kundig hatte er den Blick für alle Wirklichkeit erhalten. Dieser Eignung dankte er wohl seinen Aufstieg. Er wurde Domherr am bischöflichen Sitz in Breslau.

Nun lockerte sich zwar die Verbindung zu uns Wagemanns — die Verbundenheit hielt stand. Der Domherr wachte über unser Schicksal und war zur Stelle, wenn es seine Hilfe galt — so in der Nacht nach Rainers Tode.

Sonst saß er tagaus tagein im steinernen Palast des Bischofs — unermüdetlich Akten lesend, Papiere prüfend und mit Bittstellern verhandelnd.

Als wir ihn das erstemal besuchen durften — es war zum Osterfest — glühten wir vor aufgeregtem Stolz.

„Betreffte Diener werden uns empfangen!“ schwärmte Rainer, und ich fragte mich im stillen, ob wohl der Herr Fürstbischof zugegen sei.

Tatsächlich empfing uns im Palast ein Diener. Jedoch er hatte keine Treppe. Nichts Feierliches war in seinem Wesen. Später erfuhren wir, daß es — der Pförtner war.

Als wir an jenem Ostersonntagabend unser Anliegen hervorgestottert hatten, sagte er gemütlich: „Geht ock nauf, ihr Jungen! Dritte Stube links.“

Wir schlichen die steinerne Treppe hinan, die unsrer Vorstellung von einem Bischofschloß genügte. Im Gange oben warteten wir lange — mit schweigsamer Unentschlossenheit und auf unsre klopfenden Herzen lauschend, die allein vernehmlich waren.

Da kam der Domherr aus dem Zimmer. Der Kragen seines Priesterrocks war jetzt mit einer Silberschnur gefaßt, und statt der schwarzen Halsbinde des Pfarrers schimmerte die violette des Kanonikers. Sonst war Eschenbach der alte.

Auf seinen Stock gestützt kam er mit knabenhafter Eile auf uns zu, fuhr streichelnd über unser Haar und lachte gluckend.

„Die Freude!“ sagte er mit einer Wärme, die uns glücklich machte. „Willkommen, liebe Kinder!“

Und er führte uns in seine Stube, die eine Kiesenhalle mit Bogenfenstern war. Auf einem Tritte in der Ecke stand der Arbeitstisch, dahinter ein mächtiger Aktenschrank. Sonst glich das Zimmer seiner Wohnstube in A. — altväterische Möbel, die uns wieder heimelig berührten, und die Erinnerungsmale seiner großen Reisen. Fräulein Bette, seine Wirtschafterin aus der Pfarrei, brachte Anisplätzchen und die süße Feigenlimonade, die wir liebten. Und der große Domherr — „Der Kanonikus“, wie wir meistens sagten, da wir das Wort für feierlicher hielten — schäkerte mit uns wie einst zu Hause.

Dann klopfte es. Ein Pfarrer kam. Eschenbach begrüßte ihn, zog eine Akte aus dem Schrank und begann die Posten durchzugehen.

„Liebes Kind!“ sagte er zuweilen milde und sah den dicken Pfarrer an. Dabei zeigte er mit seinem spitzen Bleistift eine Stelle in der Akte.

„Ihr müßt haushalterischer werden! Das Geld kommt nicht aus der Wasserleitung!“ Und er lachte fröhlich über seinen eignen Scherz.

Später kam ein Bauer. Er klopfte donnernd an die Tür. Dann blieb er im Rahmen stehn und drehte seine Mütze wie ein Steuerrad.

„Gott zum Grusse, Vater Möckel!“ rief Eschenbach mit kameradschaftlicher Wärme und ging auf den Bauern zu. „Ihr kommt das Kollgeld holen. Ist fertig — freilich, freilich! Ihr kommt zu Eurem wohlverdienten Lohn!“ Und er hüpfte, mit dem Stock aufstampfend, an den Schreibtisch und gab dem Mann den Zettel für die Kasse.

Dann unterhielten sich die beiden eine ganze Weile — der Bauer saß neben uns und paffte schüchtern die Zigarre, die Eschenbach ihm gegeben hatte, und der Domherr fragte nach Vieh und Wirtschaft und nach dem Leben in dem Dorf.

Als wir endlich gingen — die Taschen voll Anisplätzchen, als ob wir kleine Kinder seien (dabei waren wir doch schon Tertianer!) — flammte die Begeisterung in unsern Herzen. Die betreffenden Diener waren längst vergessen; auch an den Herrn Fürstbischof dachte ich nicht mehr.

„Der Kanonikus ist 'n schnicker Mann!“ sagte ich, und Rainer war es wohl, der meinte: „Der ist viel zu schade für das Stiakneß!“

Das war für uns — das höchste Lob.

In diese Zeit fiel das große Abenteuer, das uns zu den Helden der Straße machte.

Unser Flurnachbar war Mister Doodworth, der englische Generalkonsul. Der vornehme Junggeselle in Schwarz — mit Handschuhen, Stock und einem merkwürdigen Haarschnitt in Treppenform — grüßte selbst uns Kinder mit einem gemessenen Lüften der Bombe und dem tönenden „Good morning, my boy!“

Tieferen Eindruck als seine vornehme Höflichkeit machte auf uns beide die Fuchsstute Victoria, auf der er jeden Nachmittag spazieren ritt. Nimmt es wunder, daß wir uns um seinen Diener Anthony wie um einen großen Mann bemühten? Er pflegte die Stute in einem Stall der Nachbarschaft.

Dort durften wir Anthony besuchen, die Victoria striegeln und den Mist fortgabeln. Und Rainer hatte das Glück, einmal vom Stall bis vor unser Haus zu reiten. Da war mein Ehrgeiz entflammt.

Täglich brachte Anthony das Pferd zum Ausritt. Mister Doodworth erschien und zog sich mit einem maßvollen Schwung in den Sattel. Dann grüßte er seinen Diener mit einem gezielten Lüften der Bombe und ritt, stoßsteif im Sattel sitzend, langsam davon.

Diese Szene bewunderten wir täglich aus der Nähe – hinter der Glastür des Nebeneingangs oder an eine Säule des Lorts gedrückt. Sie nährte unser Sinnen und Wünschen und das Heimweh nach K.

Einmal stand Anthony länger als sonst. Endlich wollte er fragen, wo sein Herr geblieben sei. Er rief Rainer an, den er besonders liebte, und übergab ihm das Pferd.

Wie ein Kavallerist stand der Bruder am Zügel der Victoria, die stillfrisch das Pflaster scharrte. Wir andern waren von Neid erfüllt.

Bald hatte sich ein Knäuel schwafender Jungen um Rainer und das Pferd gelegt.

Da übermannte mich der Ehrgeiz. Ich nahm dem Verdulten den Zügel ab, ein Satz! – und ich saß auf dem Rücken der Stute, die unter dem fremden Reiter zu bäumen begann. Die Kinder sohlten, und ich schlug meine Absätze in die Weichen des Pferdes. Die Kandare hatte ich fest gepackt. So sprengte ich die Straße entlang, wendete und sprengte zurück.

Vor unserm Haus stand der Generalkonsul und – nein, es war kein Irrtum – klatschte Beifall! Mit einem Ruck zügelte ich die Victoria. Anthony hob mich vom Pferd. Mister Doodworth reichte mir die Hand, nachdem er den elfenbeinfarbenen Handschuh langsam abgezogen hatte.

„Bravo, my dear!“ sagte er vor allen Jungen, „der kleine Mister Wagemann ist ein erzellenter Reiter!“

Rainer fiel mir um den Hals und trommelte aus dem Ungestüm seiner redlichen Begeisterung mit den Fäusten auf meinen Rücken.

Seit dieser Stunde waren wir beide die Helden der Straße. Wie ich nach einer Prügelei meine Klasse mit einem Schlag erobert hatte, so war ich auch im häuslichen Umkreis Sieger. Und Rainer mit mir. Denn jeder glaubte dem Bruder, was er von mir wußte, und uns beiden – das tollste Lügengespinst.

Doch unser Leben fiel aus den selten erreichbaren Höhen abenteuerlichen Glückes immer wieder in die freudlosen Tiefen des Alltags zurück. Rasch stumpfte der Glanz, der nur die Laten verschönte.

Und wieder lagen wir in unsern Betten, und unsre Herzen, so wund wie in der ersten Zeit, takteten unaufhörlich: Warum . . . warum . . . warum...?

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Rundschau

Hauptmann und Beumelburg

Gerhart Hauptmann hat einen neuen Roman geschrieben „Im Wirbel der Berufung“ (Berlin, C. Fischer. Kart. 6,50 RM.). Er setzt darin die Reihe seiner autobiographischen Romane fort, erzählt die Geschichte vom jungen Doktor Erasmus Gotter — der Roman spielt im Jahr 1886. Hauptmann-Gotter ist damals dreißig Jahre alt und gerät während der Wochen eines Sommeraufenthalts auf Rügen in den Wirbel einer bewegten Auseinandersetzung teils mit Shakespeares Hamlet, teils mit allerhand erotischen Beziehungen. Hauptmann läßt den jungen Dichter seine eigene Diskussion mit dem Drama Shakespeares noch einmal leben, läßt ihn seine Hamletdeutung vertreten, nach der Hamlet selbst, nicht Laertes, im vierten Akt den Aufstand gegen König Claudius unternimmt. Er läßt ihn dann das Drama im Sommertheater des kleinen Fürstentums Granitz auf Rügen ebenso inszenieren, wie es Hauptmann seinerzeit am Dresdener Staatstheater getan hat. Man denkt an Goethes Wilhelm Meister und dessen Kampf mit dem Hamlet; aber bei Hauptmann liegt die Sache doch etwas anders. Der Wilhelm Meister ist ein Erziehungsroman; dieses Buch des schlesischen Dichters ist eine erotisch gefärbte Auseinandersetzung mit dem Hamletkomplex, wie Hauptmann sagt, eine Schauspieler- und Regisseurgeschichte, nicht ein Erziehungsroman. Das Interessanteste an dem Buch ist nämlich der Moment, in dem sich auf Gotter und seine Helfer der Wirbel der Berufung senkt, in dem die jungen Menschen der Gegenwart von der Dämonie der alten Tragödie gepackt im Bilde ähnliche Schicksale leben und zu leben glauben. Da spürt man das Dichterische in

Hauptmann, während man im übrigen große Teile des Romans wie halbe Unterhaltung oder wie ganze begriffliche Auseinandersetzung mit dem Hamletproblem liest. Ganz im Hintergrunde murt wie immer bei dem Dichter des „Reizers von Goana“ die Erotik, vor allem in der Gestalt der jungen Schauspielerin Irina Bell, die die Ophelia spielt, und vor der sich Hamlet-Gotter am Schluß durch eine Flucht nach Dabos und zurück in seine Ehe rettet. Für die Lebensgeschichte Hauptmanns und für seine Haltung zu seiner eigenen Biographie bringt das Werk manchen Aufschluß.

Werner Beumelburg hat für seinen Roman „Mont Royal“ (Gerhard Stalling, Oldenburg) den Literaturpreis der Stadt Berlin erhalten. Er ist mit dieser Erzählung in seine heimliche Welt, an die Mosel, gegangen, berichtet von Vaubans Bau des Mont Royal in der Moselschleife von Traben, Beumelburgs Heimatstadt, und erzählt die Geschichte von dem Wingersohn Jörg, der in den wirren Zeitläufen des ausgehenden 17. Jahrhunderts hin- und hergeworfen das Reich und nur das Reich suchen geht. Ein Zufall stößt ihn in die Kämpfe mit den Türken vor Wien, gegen die Franzosen vor Bonn; er sucht zuerst dumpf ahnend, dann bewußt den Führer der Deutschen, und sucht, je länger desto mehr, das Reich. Beumelburg gibt im Umriß eine Darstellung der bösen, zerfallenen Zeit nach dem Frieden von Münster und Denabrück und in dieser Darstellung der Kämpfe vor allem gegen Ludwig XIV. eine betonte Prophetie der Sehnsucht nach dem Reich, die erst eine viel spätere Zeit allgemeinere Wirklichkeit werden ließ. Er läßt die Reichsidee aus dem Volk aufsteigen, läßt seinen Helden sich in angesprochener Vernünftigkeit für sie einsetzen, vor allem in einem Gespräch mit

dem letzten Kurfürsten von Brandenburg und ersten König von Preußen. Das Buch hat die Wärme der Landverbundenheit, die Bücher haben, die aus dem eigenen Boden ihrer Verfasser gewachsen sind. Es hat Landgefühl und den Glauben an Volk und Reich, der auch die andern Bücher Beumelburgs erfüllt. Die Geschichte ist nicht immer Erzählung geworden, sondern oft Darstellung geblieben; das Gefühl hinter dem Vortrag ersetzt das Fehlende.

D. R.

Steinhausens Deutsche Kulturgeschichte neu

Die große „Deutsche Kulturgeschichte“ von dem 1933 verstorbenen Professor Georg Steinhausen ist in der Bearbeitung von Eugen Diesel jetzt in 4. Auflage neu erschienen (Leipzig, Bibliographisches Institut), in zwei Teilen gegliedert: Text- und Bilderband. Steinhausen, einer der reinsten Deutschen, sowohl seiner Gesinnung wie übrigens auch dem Blute nach, was leider gegenüber falschen Behauptungen, die unvollkommen widerrufen wurden, gesagt werden muß, hatte bekanntlich eine Arbeit geleistet, die auch in ihrer letzten Fassung als ein Standwerk deutscher Kulturgeschichte angesprochen werden durfte. Diesel ist gegenüber der großen Leistung Steinhausens mit behutsamer Hand vorgefahren. Er hat in den Stoff und seine Formung nur eingegriffen, wo nicht leicht lesbare Sätze und Ausdrücke es erforderten, deren neuer Gehalt heute nicht mehr dem von Steinhausen gemeinten Sinn entspricht. Mit Geschick hat Diesel die Übersichtlichkeit und die Lesbarkeit dadurch erheblich vergrößert, daß er die Stoffmasse Steinhausens gliederte und durch gut gewählte Überschriften und Untertitel die Lektüre und das Suchen in diesem reichhaltigen Buche wesentlich erleichterte. Ganz umgeschrieben, neu geschrieben und erweitert ist das letzte Kapitel: Die Steigerung der Weltkrise bis zum nationalsozialistischen Durchbruch. Das Ringen um eine neue Kulturmöglichkeit. Ein Abschnitt, in dem die Leser Gedanken-

gängen begegnen, die sie in unseren Blättern so oft das ernste Mühen Diesels um die Deutung des Geschehens kennen lehrten. Natürlich wird die heraufziehende Phase der Kulturentwicklung nur im Umriß angedeutet, da ein verantwortungsbewußter Kulturhistoriker niemals die im Fluß befindliche Gegenwart in eine Geschichte der Kultur einbeziehen wird. Der Verlag setzt mit der Neuauflage von Steinhausens Buch seine Arbeit fort, in grundlegenden Werken ein gut fundiertes, aus der Entwicklung sich ergebendes Bild der Gegenwart darzustellen. So tritt die Kulturgeschichte neben die deutsche Volkskunde. Die Illustrationen, die in den früheren Auflagen im Text vorhanden waren, sind jetzt in einem besonderen Bildband vereinigt und wesentlich erweitert worden. Den Bilderatlas zur deutschen Kulturgeschichte bearbeitete Dr. Friedrich Schulze gemeinsam mit Dr. Werner Schulze. Die Auswahl ist unter ausdrücklicher Abgrenzung gegenüber der Volkskunde und der Vorgeschichte geschehen, nur in den sich überschneidenden Bezirken wurden auch diese beiden Gebiete berücksichtigt. Bewußt ist auf jeden Übergriß in Geschichte und Politik verzichtet worden. Angestrebt und erreicht ist ein sachlich getreuer Spiegel des Kulturgeschehens. Neben den Bildern stehen kurze Erläuterungen, die in richtiger Weise mit dem Textband verzahnt sind, ohne seine Ausführungen zu wiederholen.

R. P.

Erfreuliche Lese

Es wäre sehr ungerecht, wollte man nicht vorbehaltlos anerkennen, daß in Deutschland wiederum ein starkes und zum Teil echt dichterisches Leben sich rührt, das in überzeugenden Dokumenten wahren Königens seinen Niederschlag gefunden hat. Neben die dichterische Ausbeute, die auf diesen Blättern schon gewürdigt ist, sind neue wesenhafte Zeugnisse getreten. Und wiederum spielen hierbei die Frauen keine Nebenrolle. Über Enrica von Handel Mazettis Meisterroman aus dem Donaulande „Jesse und Maria“ (München, J. Kösel & F. Pustet,

539 Seiten, 4.80 RM.) braucht nichts an Lob mehr gesagt zu werden. Er hat seinen Weg gemacht und konnte als Jubiläumsausgabe im 138.—147. Tausend erscheinen. Diese erschütternde, bis in die letzten Tiefen rührende Erzählung aus dem Österreich der Gegenreformation hat durch die Patina der Jahre an Reiz und Frische nichts verloren, und seine reife, auf dem Grund echt katholischer Religiosität gewachsene Menschlichkeit ergreift heute wie damals. Neben der österreichischen Baronin behauptet eine andere große katholische Dichterin, die unsern Lesern vertraut ist — wir erinnern daran, daß auch Enrica von Handel Mazettis zweiter Roman „Die arme Margaret“ in der „Deutschen Rundschau“ erstmalig erschien — ihren würdigen Platz: Ruth Schaumann mit ihrem neuen Roman „Der Major“ (Berlin, E. Grote, 363 Seiten). Auch er hat in kurzer Zeit große Auflagen erlebt, und wir buchen das als ein erfreuliches Zeichen, daß das gesunde Gefühl für wahres Dichtertum im Lärm des Tages nicht verloren ging. Wie alle Menschen von Substanz schöpft Ruth Schaumann immer wieder neue Kraft und neue Wunder aus dem Werden, Blühen, Glück und Gefährdung der eigenen Kindheit. Vom „Major“ schlägt sich die Brücke zu ihrer „Amei“. Der Major lebt nach einer nicht einfachen Jugend, die alles Kommende schicksalsmäßig bestimmend schon festlegte, ein preussisches Offiziersleben im Ablauf seiner Pflichten, seines Glanzes und des letzten Einsatzes, wie eben der Lebenslauf eines preussischen Offiziers war. Aber in und hinter diesem Rahmen blüht, blutet und flutet ein starkes Menschentum, das zuchtvoll auch in Zeiten innerer und äußerer Krise dem großen Gesetz sich unterordnet, sich bei aller durch Stellung und Tradition bedingten Härte der Weichheit und des Reichtums eigenen Herzens und Gefühls nicht schämt und für eigene Irrtümer eigene Sühne sucht. Dieser Major und sein Leben sind eine durchaus männliche und darum bei allen unvermeidbaren Schwächen sehr ausständige und vornehme Angelegenheit. Das Leben dieses Soldaten endet in dem

Grauen vor Verdun, sein Menschentum lebt in seinen Kindern fort. Neben diese Frauen treten zwei Männer: Friedrich Bischoff „Die goldenen Schlösser“ (Berlin, Propyläen-Verlag, 564 Seiten) und Otfried Graf Finckenstein „Fünfkirchen“ (Zena, Eugen Diederichs, 258 Seiten). Beide Romane Zeugnisse echten Dichtertums und besonderer Gestaltungskraft. Bischoff gehört nach Schlesien, diesem Lande, dessen Stamm in den letzten Jahren einige starke dichterische Begabungen von Eigenwuchs und Charakter erstehen ließ, wie August Scholtis, Franz Wieszalla, Gerhart Pohl, um die wichtigsten zu nennen, während Otfried Graf Finckenstein bei Marienwerder auf einer alten Ordensburg im Jahre 1901 geboren ist. Friedrich Bischoffs goldene Schlösser liegen in den Bergen des Riesengebirges, und seine Menschen stehen fest auf der schlesischen Erde, ihr und ihren geheimnisvollen Kräften, ihrer Wirklichkeit und der noch stärkeren Wirklichkeit ihres Zwischenreiches bis ins Letzte verhaftet. Sie alle, von der obersten, in Ordnung und gesichertem Besitz lebenden Schicht bis zur untersten, die in Unklarheit und ins Verbrechen hinab reicht, haben ihr fest umrissenes Profil, und jeden Einzelnen versteht Bischoff uns so vertraut zu machen, daß einer ungewöhnlichen Kraft der Charakterisierung, als hätten wir ihn gekannt und mit ihm gelebt. Aber über allen steht das Schicksal, geboren aus den Kräften und den Geheimnissen des Bodens und der Berge, das keinen aus dem Gesetz entläßt, nach dem er angetreten, bis er es leidend oder überwindend erfüllt hat. Es ist viel Atmosphäre in diesem Buch, und das allein wird Bischoff in seinem Dichtertum bestätigen. Diese Atmosphäre legt sich fühlbar auf den aufgeschlossenen Leser und zwingt ihn in ihren Bann, daß die Kräfte des Zwischenreiches, denen die Menschen des Riesengebirges willig sich unterworfen fühlen, reale Kräfte auch für ihn bedeuten. Eine Atmosphäre, in der die Verbundenheit des Tages mit dem Traum Schicksal ist. Hier wird das Leben und Sterben eines jungen Menschenkindes geschildert, das in einer

Sturmnacht schon fast erfroren in das Dorf gerettet wird, empfunden von den einen als lichte Botin des Zwischenreiches, von den andern als unheimliche, den Menschen feindliche Vertreterin dunkler Kräfte. Um dies fremde Mädchen bleibt das Geheimnis, das in seiner Schönheit und Beglückung nur von den Abseitigen, den Stillen im Lande, empfunden, von den Unreinen gierig begehrt oder verfolgt wird. Und hier liegt über dem Atmosphärischen ein Vorstoß in die allgemeingültige Tragik jeden Menschentums: der Mann, der das verlorene Kind in sein in der gleichen Nacht verödetes Haus nimmt — nach dem Glauben der Dörfler fordern eben die Unterirdischen für einen von ihnen entsandten Boten die Seele eines Menschen — vermag nicht auf die Dauer das helle Geschenk zu halten und zu bewahren und treibt endlich das Mädchen, das ihm wieder Sinn und Streben in sein zerstörtes Leben brachte, durch sein aus mangelndem Begreifen böse und klein gewordenes Herz in den Tod. Aber dies ist ein Buch, über das man nicht viel reden, sondern das man lesen soll.

Mit fast gleicher Kraft versteht Ottfried Graf Finckenstein die ostpreussische Landschaft zu beschwören in lebendiger Wirklichkeit von einer ungewöhnlichen Kraft. Man horchte auf, als man seine kurze Erzählung „Männer am Brunnen“ las (Jena, E. Diederichs. 0.80 RM.), sein Roman löst das dort gegebene Versprechen ein. Auch seine Menschen stehen klar und fest in der Wirklichkeit, und auch über ihren Schicksalen waltet die Landschaft. Er versteht die Fäden mit einfacher Eindringlichkeit zu führen, und die Verflechtung der Einzelschicksale wird zu einem kunstvollen Ganzen. Auch dieses Buch soll gelesen sein, und man freut sich, andern von solchen Büchern Kunde geben zu können.

Ein guter Erzähler von vielen Graden ist Bernhard Blume mit seinem Roman „Das Wirtshaus zum roten Husaren“ (Schützen-Verlag, 272 Seiten.) Blume erzählt flüssig und mit dem steten Atem des guten Romans, mit jeder Möglichkeit zum festen Umreißen seiner Personen, von dem Schicksal eines

Husaren aus Prinz Eugens Armee in den Türkenkriegen, wie er mit einer zigeunerhaften Lagerdirne das Heer verläßt, in dem er sich durch eine tollkühne Soldatentat ausgezeichnet hatte, ohne den Lohn dafür ernten zu dürfen, nach Deutschland zog und dort ein Leben sich aufzubauen sucht gegen den Widerstand fast aller. Wie er durch zu Landstörzern gewordene Kameraden in Schuld und Verstrickung gerät und als ein neuer Michael Kohlhaas eigenwillig und männlich sein Recht sucht, um endlich in Gefaßtheit und Stolz sein letztes Schicksal zu erleiden.

Von Kurt Kluge, vielleicht dem wesenhaftesten deutschen Novellisten, weil dem inneren Reichtum dieses durch und durch künstlerischen Menschen wie in seiner bildhauerischen Tätigkeit so auch beim Schreiben das Handwerk heilig und vertraut ist, sind unter dem Titel „Der Nonnenstein“ drei seiner Novellen gesammelt erschienen, die alle erstmalig in der „Deutschen Rundschau“ gedruckt sind (Stuttgart, J. Engelhorn): Der Nonnenstein; Die drei Gelehrten; Der Gobelin. Ein hübscheres und feineres Geschenk konnte Kurt Kluge zu seinem eigenen 50. Geburtstag am 29. April seinen Freunden nicht machen.

Rudolf G. Bindings Novelle „Die Waffenbrüder“, die in einem Sammelbände schon bekannt geworden und verbreitet ist, erschien jetzt in gleicher Ausstattung wie seine Novelle „Sankt Georgs Stellvertreter“ als schmales Bändchen (Frankfurt, Rütten & Loening). Ihre Qualitäten sind bekannt, auch sie eignet sich besonders, Menschen von Geschmack ein feines Geschenk zu machen.

Sehr gut erzählt ist Friedrich Lindemanns Roman „König im Moor“ (Berlin, Ullstein. 300 S. 4.— RM.). Auch hier wächst aus Geist und Wesen der Landschaft des Teufelsmoors in Hannover ein Mann hervor, wie er nur dort entstehen, leben und handeln konnte. Ein trotziger Dorfbauer und Fischer Gebert Grotkaß, ein Keel voll Saft und Blut, ist dank der Ausstrahlungen seines Wesens der ungekrönte König der Dorfbauern und ihr Führer im Kampfe gegen

die Zollwächter, die nach der Gründung des deutschen Zollvereins Zollschranken errichteten, die das natürliche Gefühl der Bauern nicht als zu Recht bestehend anerkennen konnte. Hier kommt sogar etwas großdeutsches Gedankengut heraus, aber es belastet nicht das Schiff der gut unterhaltenden Erzählung, ebensowenig wie die streckenweise in wirkliche Tiefe zielende Psychologie im Kampf des Sohnes mit dem Vater, im Ringen um Schuld und Sühne, und nach echt dramatischer Zuspitzung im atemraubenden Konflikt läuft das Schiff der Erzählung doch glücklich ein in den gesicherten Hafen eines anständigen und sauberen Ausgleichs.

Robert Walter erzählt in seinem neuen Roman „Eva von Trott“ (Hamburg, Broschek & Co. 4.80 RM.) die Geschichte der schönen Geliebten von Herzog Heinrich dem Jüngeren von Braunschweig. Er hat die Form einer Chronik gewählt, weiß aber ihren Gefahren zu begegnen, so daß die Spannung nicht nachläßt. Es ist die Geschichte einer strahlenden und erfüllten Liebe, die allen äußeren und familiären Widerständen auch in Krieg und Verfolgung zu trohen weiß, um endlich doch aus dynastischen Gründen in Leid und Unglück zu enden.

Eins der erschütterndsten Dokumente, das unser Gesamtvolk angeht, ist der Roman von Gottfried Rothacker „Das Dorf an der Grenze“ (München, Müller-Langen. 298 Seiten). Hier erzählt der Schullehrer Drwin Hartmichel sein Erleben in einem in slawischer Umwelt den harten völkischen Existenzkampf führenden Dorfe. Das Dorf liegt in der Tschechoslowakei, es kann nach dem tragischen Gesetz des Deutschtums außerhalb der Reichsgrenzen auch in Polen und in andern Ländern in Europa, denen deutsche Minderheiten überantwortet sind, liegen. Und das ist das stärkste Zeichen für seine Echtheit und seine Bedeutung, daß es deutsches Außenschicksal an einem ganz bestimmten Falle in allgemein gültiger Form gibt. Es ist ein Buch, das die Herzensträgheit der Binnendeutschen überwinden und lösen könnte und das in jeder Beziehung weiteste Verbreitung verdient. Es ist erschlüt-

ternde Wirklichkeit in der Verfolgung des Deutschtums draußen mit allen Mitteln einer brutalen Staatsführung, es ist deutsche Wirklichkeit auch in der rückhaltlosen Schilderung deutscher Schwäche, aber auch besten deutschen Bewahrungswillens gegenüber Gewalt, Unterdrückung und Mord. D. R.

Illustrierte Klassiker, Tiere und Zigeuner

Das Bibliographische Institut unternimmt es, seine Klassikerausgaben zeitgemäß zu gestalten. Das ist ein ausgezeichnetes Mittel, die langsam gerade durch die Klassikerausgaben etwas gefährdete Verbindung zwischen der Nation und ihren Dichtern aus der Vergangenheit wieder anzuknüpfen und zu festigen. Der Verlag hat zuerst seine Ausgabe von Storms Werken erneuert, und diese Erneuerung ist so ausgezeichnet gelungen, daß man nur hoffen kann, die übrigen werden folgen. Neun handliche, schön gedruckte, geschmackvoll gebundene Leinenbände, jeder einzeln käuflich zum Preise von 1,90 RM., eine sorgfältige wissenschaftliche Textbearbeitung, von der man im Druck nichts sieht, nicht einmal Zeilenziffern; alle Anmerkungen im letzten Band vereint — dazu eine Vollständigkeit, wie sie keine der bisherigen Ausgaben besaß: der alte Dichter hätte selbst seine Freude gehabt. Als Herausgeber zeichnet Fritz Böhme, der schon an der Westermannschen Stormausgabe mitgearbeitet hat; er hat alles mit aufgenommen bis zu den kritischen Aufsätzen und Besprechungen, den Bruchstücken einer Lebensbeschreibung, den Nacherzählungen von Geschichten und Sagen, die Storm für Biernacki und Müllenhoff lieferte. Das Beste ist, daß man, wie gesagt, von all dieser Arbeit den einzelnen Bänden nicht das Mindeste anmerkt, sondern jeden liest wie ein Buch von heute. Hübsche Illustrationen von Karl Wernicke beleben die einzelnen Erzählungen.

Über die Zigeuner, ihr Leben und ihre Seele, berichtet auf Grund eigener Reisen und Forschungen Dr. Martin

Block (Bibliographisches Institut, Leipzig). Der Verfasser hat sich die Mühe gemacht, jahrelang mit europäischen Zigeunern umzugehen, und berichtet hier sachlich unromantisch von seinen Erfahrungen. Er hat, wie sein Vorgänger Heinrich von Blislocki, ihre Sprache gelernt und hat so unmittelbaren Zugang zu ihnen gefunden — bis zu der Strindbergssituation der gefährlichen, allzu großen Annäherung an das freie, ungebundene Naturleben. Aus langem Umgang mit Angehörigen dieses seltsamen Volks mit viel Raum, aber ohne Zeit, berichtet er nun über ihre Zukunft und ihre Namen, ihre Küche und ihre Tracht, über ihre Musik und ihre Märchen, und man hat im Lesen immer das angenehme Gefühl, von einem Manne unterrichtet zu werden, der aus direkter Erfahrung, nicht aus den Erfahrungen anderer schöpft. Er gibt Material, nicht Anekdoten, zeigt das Leben eines Volkes und seine Besonderheiten in den großen und kleinen Situationen des Daseins und bringt eine Fülle von Fakten, die auch dem, der sich mit der Materie kaum abgegeben hat, ein anschauliches Bild von dieser seltsamen Welt und ihrer Umwelt geben. Eine Menge instruktiver Abbildungen erhöhen den Wert des Buches.

Das Buch von Walter Kammner, „Das Tier in der Landschaft“, das vor drei Jahren beim Bibliographischen Institut in Leipzig erschien, ist in einer Neubearbeitung herausgekommen, die vor allem die Abbildungen betrifft. Die Darstellung der deutschen Tierwelt in ihren Lebensräumen ist bis auf einige

Ergänzungen und Verbesserungen im wesentlichen die gleiche geblieben; die Abbildungen haben dagegen einen ganz anderen Charakter bekommen. Die erste Auflage war zum großen Teil noch mit den alten Holzschnitten aus dem Brehmschen Tierleben illustriert, zum Teil mit den heute oft verwendeten Photographien, die die charakteristischen Wesenszüge des Tieres so wenig betonen und gegen die Umwelt heransheben, daß sie für ein Wiedererkennen, für ein Bestimmen der einzelnen Tiere — und darauf arbeitet ja schließlich solch ein Buch hin — wenig geeignet waren. In der neuen Auflage sind die Photographien völlig gestrichen; dafür hat man Zeichner und Maler in ihre alten Rechte eingesetzt. Die große Menge der Abbildungen sind gezeichnet, schwarz-weiß, ein kleinerer Teil in farbigem Offsetdruck in den Text gedruckt. Wenn naturgemäß auch dieses Druckverfahren die Reize der alten handkolorierten Darstellungen der Fauna nicht erreichen kann, so enthält das Buch doch bereits eine ganze Reihe von farbigen Abbildungen, die die wesentlichen Merkmale der dargestellten Tiere so eindeutig erkennen lassen, daß ein Bestimmen von diesen Abbildungen aus ungeheuer erleichtert ist. Unter den Darstellungen der Schmetterlinge, zum Teil auch der Vögel, finden sich bereits durchaus gelungene Arbeiten; manches ist noch ein bißchen bunt geraten; aber auch dagegen ist wenig einzuwenden, da das heutige Auge fast immer von der Farbigkeit der Abbildungen her die wirkliche Farbigkeit der Tiere sehen lernen muß.

D. R.

Die im Mai- und Juniheft erschienenen Lebenserinnerungen des Tischlermeisters Frommholz sind von Dr. Bogislaw Graf von Schwerin, Hannover, bearbeitet worden.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Professor Dr. Maximilian Claar, Neapel. — Dr. Friedrich Düsel, Berlin. — Friedrich Frommholz, Drnshagen i. Pommern. — Dr. Georg Kurt Schauer, Berlin. — Gerhart Pohl, Wolfshau/Riesengebirge

Alle Zusendungen werden ohne Nennung eines persönlichen Empfängers an die Schriftleitung erbeten. Für unverlangte Manuskripte ohne Rückporto wird keine Gewähr übernommen. Bei Anfragen ist das Rückporto beizufügen.

Der Deutsche Osten - neu entdeckt

Keine Kriege, keine diplomatischen Künste haben unserem Volke je eine solche Ausweitung seines Lebensraums gebracht wie der Ostlandzug, den es unter der Führung der Hanse und des „deutschen Ordens“ aus eigener Kraft antrat und vollendete — und der im großen ganzen ein Werk des Friedens gewesen ist. Dieser großen Leistung und der wechselvollen geschichtlichen Schicksale des deutschen Ostens gedenkt das neue Werk, das soeben im Format und in der Ausstattung der Propyläen-Weltgeschichte erschienen ist:

Der Deutsche Osten

Seine Geschichte, sein Wesen und seine Aufgaben.

Herausgegeben von Karl C. Thalheim, Professor an der Handelshochschule Leipzig, und A. Hillen Ziegfeld.

Keine Mühen und Mittel wurden gescheut, um in Gemeinschaftsarbeit der besten Kenner dieser Probleme ein stattliches Werk zu schaffen, das sich den mustergültigen Bänden der Propyläen-Weltgeschichte ebenbürtig an die Seite stellen kann. Eine verschwenderische Fülle von Illustrationen — 232 Abbildungen, 24 mehrfarbige und Tiefdrucktafeln, 4 Faksimile-Beilagen und 71 geopolitische Karten — wurde zwischen die Seiten eingestreut, ein Schatz vielfach unbekannten Kulturgutes zusammengetragen. In den vielen Kapiteln der allumfassenden Darstellung wird gezeigt, wie der ostdeutsche Raum und der ostdeutsche Mensch für uns alle zum guten Schicksal wurde; wie ostdeutsche Kultur, ostdeutsche Menschen unser geistiges Leben befruchteten. In lebensvoller Darstellung legt das Werk die landschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Fundamente des Ostraumes bloß, verfolgt den Fluß der Geschichte bis zurück zu den sagenumspunnenen Quellen, entwirft ein liebevolles Bild des ostdeutschen Menschen mit klarer Zeichnung seiner rassischen Merkmale und seiner volkstümlichen Lebensformen. Auch zum Auslands-Deutschtum, das sich weit über die Grenzen bis tief nach Rußland hinein ausbreitet, schlägt es Brücken des Verständnisses. Vielfältig sind die Probleme, die das Werk berührt. Aber der Blick übersieht klar und deutlich die Fülle und Weite dieses allumfassenden Bildes. Preis brosch. 22 M, Ganzl. 26 M, Halbleder 29 M.



PROPYLÄEN = VERLAG - BERLIN

Insell Glück

plo. Dichter haben es in Versen und in Prosa besungen: das Insell Glück, das dem beschieden ist, der sommerliche Ferienwochen an der See verbringen darf. Und doch: keine noch so eindringliche Schilderung, kein noch so tief empfundenes Gedicht kann das eigene Erleben ersetzen. Und darum klingt wie in jedem Jahr auch heuer wieder der Lockruf der Nordsee in alle deutschen Gauen hinein: kommt ans Meer, ans deutsche Meer, kommt an die Nordsee, kommt auf eine der sieben wundervollen Inseln, die sich wie Glieder eines kostbaren Geschmeides der ostfriesischen Küste vorgelagert haben.

Ja, wird da mancher fragen: aber wohin? Du sprichst von sieben Inseln. Man kann sie doch unmöglich alle besuchen. Ich würde die Gegenfrage stellen: warum nicht? Gerade das hat sogar einen ganz besonderen Reiz, alle diese sieben Ostfriesischen Inseln nacheinander kennen zu lernen. Da kann man vergleichen und die Eigenart jedes einzelnen Eilands feststellen. Und kann dann für das nächste Jahr vielleicht das auswählen, auf dem man einen Daueraufenthalt nehmen möchte. Die Verbindungen

von Insel zu Insel sind ja heute so bequem. Es gibt überall Sonderfahrten, die von einer zur andern führen. Oder auch die regelmäßigen Fahrten können benutzt werden. Man mache getrost einmal einen Abstecher auf Festland und besuche dabei die ostfriesischen Städte Emden mit seinem modernen Welthafen und mit Erinnerungen an eine große Vergangenheit, mit der Kammer und dem Ostfriesischen Landesmuseum, mit Ennodenkmal in der Großen Kirche, mit den hohen Strohhäusern, den vielen Wasserläufen durch die ganze Stadt überhaupt dieses ganze schöne Stadtbild in seiner historischen so überreichen Entwicklung. Oder Norden, die älteste Stadt Ostfrieslands mit der hochragenden Ludgerikirche auf dem weiten baumbestandenen Marktplatz, mit dem berühmten herrlichen Park von Lütetsburg ganz in der Nähe. Oder Leer, bekannt und ausgezeichnet durch seine großen Viehmärkte und als bedeutender Fischhafen. Mit der hübschen waldigen Umgebung. Und Aurich ist eines Abstechers wert, die Regierungssitz Ostfrieslands, mit dem Schloß und mit dem Mausoleum

BORKUM

JUIST

NORDERNEY

BALTRUM

LANGEOOG

SPIEKEROOG

WANGEROOG

7 Ostfriesische Inseln

„Reisewinke“ durch Landesverkehrsverband Ostfriesland, Emden 42

MEYERS SPRACH FÜHRER

enthalten Wörterbuch, Sprachlehre, Redeschule in einem Band.

Englisch
Französisch
Italienisch
Niederländ.
(Flämisch)
Polnisch
Portugies.
Schwedisch
Spanisch
Türkisch

Jeder Band geb.

nur **1,80 RM.**

Zu beziehen durch jede Buchhandlg.

**Katarrh
Asthma**

Trinkkur, Bäder, Inhalation

BAD EMS

**Magen
Darm**

*Tonschlamm-Packungen
Kohlensäure Sprudelbäder*

BAD HOMBURG

**Herz
Frauen**

Stahl- und Moorbäder

BAD SCHWALBACH

Nerven

Wildwasser

SCHLANGENBAD

Der neue Atlas zum Reisen und Planemachen!



Meyers Haus-Atlas

170 Haupt- u. Nebenkarten, mit 46 Großkarten der mitteleuropäischen Reisegebiete. Register mit 70000 Namen

In Ganzleinen 12 RM. Durch jede Buchhandlung zu beziehen

Bad Wildungen für Niere und Blase

ZUR HAUS-TRINKKUR: **Helenaquelle**

bei Nieren-, Blasen- und Frauenleiden, Harnsäure, Eiweiß, Zucker

früheren Fürsten aus dem Geschlecht der Ertfena, ist seiner walddreichen Umgegend und mit dem „National-
stigtum“ der Ostfriesen, dem Upstalsboom, der alten
stätt nicht weit von der Stadt. Es lohnt sich auch,
malerischen Siedelorte an der Küste kennenzulernen
ihren Häfen voller Fischerboote. Und in manchem
dorf Ostfrieslands gibt es sehenswerte Kirchen und
argen der alten Häuptlinge, die zum Teil noch sehr
erhalten sind. Wasserburgen sind darunter, die noch
so trutzig dastehen wie vor Jahrhunderten, wenn der
Feind sie zu berennen drohte. Wahrhaftig, es lohnt
schon, auch das Festland Ostfriesland zu besuchen,
nn man hinüberfährt auf die Ostfriesischen Inseln.
ilhelmshaven, der Reichsfliegerhafen mit seinen
innerungen an große Zeit — Garnisonkirche und Helden-
edhof — und mit seinem Stolz auf Deutschlands neue
ehr zur See, die das Dritte Reich uns wieder ge-
enkt hat, ist ganz bestimmt ein interessantes Reiseziel.
Also eine Fahrt von Insel zu Insel bietet, auch wenn
in zwischendurch über Land gehen muß, viel des
chenswertes. Doch wer am Meer bleiben möchte, der
hre mit dem Dampfer oder auch mit dem Flugzeug.

Dann ist er in wenigen Minuten auf einem anderen Et-
land schon und verschafft sich den Genuß einer Lustreise, die
gerade über See so überwältigend viel der Eindrücke bietet.

Warum also nicht alle sieben Ostfriesischen Inseln in
einem Sommer besuchen? Es spricht nichts dagegen, aber
viel dafür.

Wer aber dennoch mehr die Sechsigkeit liebt, der
suche sich eine der Sieben zu längerem Verweilen aus.
Schön ist jede. Ihre Eigenart hat auch jede. Aber allen
gemeinsam ist die Heilkraft der Nordsee, ist die Herrlich-
keit des weiten Meeres, ist die Anmut der Dünenlands-
chaften, ist die Möglichkeit eines Bades in der Nordsee
mit ihren hohen Wellen und mit dem weißen Gischt
ihrer Brandung. Und überall ist der Strand weit und
lang und weiß und steinfrei. Und überall ist's wohl-
sein. Überall ist die Verpflegung gut und reichlich. Über-
all wird man liebevoll aufgenommen und betreut. Und
überall wird man es finden können: das Inselglück:
auf Borkum und auf Juist und auf Norderney und auf
Baltrum und auf Langeoog und auf Spiekeroog und
auf Wangerooge. Drum kommt und werdet seiner teil-
haftig!

Dr. L. Hahn (Emden).

W 8134

Soeben erschien in der Sammlung
MEYERS BUNTE BÄNDCHEN

Flaggen

Flaggen u. Standarten

Von Dr. E. S. Blau

55 Seiten mit 9 mehrfarbigen und
6 einfarbigen Abbildungen

Pappband 90 Pfennig

Die Abbildungen bringen die wich-
tigsten deutschen Flaggen und Flaggen
vom Mittelalter bis zur Gegenwart in
z. T. noch ganz unbekannten Bildern
Durch jede Buchhandlung zu beziehen

X
Bart scheint von
Tag zu Tag härter zu werden.
Jetzt müßte endlich mal
Kaloderma-Rasierseife
her!

Soeben erschien in der Sammlung
MEYERS BILD-BÄNDCHEN:

Richard Wagner

Sein Leben in Bildern. Von Prof. Dr. Paul Bülow
44 Seiten Text und 46 Abbildungen auf Kunstdrucktafeln

Ludwig van Beethoven

Sein Leben in Bildern. Von Prof. Dr. H. Schulz
40 Seiten Text und 46 Abbildungen auf Kunstdrucktafeln

Jeder Band 90 Pf. gebunden

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

... dabei ist sie ganz

unpfeuldig

... an den unsauberen Durchschlägen
und den „tanzenden“ Buchstaben. Wie
lange steht ihre Schreibmaschine schon
im Büro? So leicht könnte man sich
Ärger und Zeitverlust ersparen durch die
zuverlässige und leistungsfähige Merce-
des „Favorit“-Büroschreibmaschine! Aus-
kunft über die Mercedes „Favorit“ durch:

MERCEDES

BÜROMASCHINEN-WERKE A. G.,
ZELLA-MEHLIS IN THURINGEN



„Ein wertvoller und klar gezeichneter Beitrag zur wuchshaften
Systemwerdung des Nationalsozialismus“

(Völkischer Beobachter)

über die Fragen

Weltanschauung · Wirtschaft · Sozialpolitik

ist das Werk:

Idee und System

Grundfragen nationalsozialistischer Weltanschauung

Von

Ministerpräsident Dietrich Klagges

VIII und 144 Seiten. RM. 4.20

Aus dem Inhalt: Beharrung oder Entwicklung — Mechanische oder organische Entwicklung — Die Weltanschauungen der Entwicklung: Liberalismus, Ultramontanismus, Marxismus — Nationalsozialismus und allgemeine Entwicklung — Die wirtschaftliche Entwicklungslehre — Die Lehre von der Ausbeutung und vom Klassenkampf — Die Befreiungslehre: Liberalismus und Befreiung, Der Kommunismus, Die Befreiungslehre des Marxismus — Nationalsozialismus und soziale Gerechtigkeit — Wirtschafts- und sozialpolitische Aufgaben.

Klagges ist eine stille, innerliche und gründliche Denknatur. So bleibt er nicht bei einer systemlosen, oberflächlichen Darstellung der nationalsozialistischen Idee und Weltanschauung stehen, die ja keine Wissenschaft ist, sondern immer nur als Erlebnis und aus ihm gewonnene Charakterhaltung lebendig sein kann, sondern er entwickelt aus der Idee ein System, das sich nun als Gedankengebäude auch an den Verstand wendet und auch ihn zur Überzeugung von der Richtigkeit der Idee bringt. Wer das Buch liest, wird seine Kenntnis vom Nationalsozialismus in vielem erweitern und vertiefen.

„Vergangenheit und Gegenwart“

Das Buch ist reich an Gedanken, Urteilen und Begriffsordnungen. Der pädagogische Aufbau des Werkes stellt eine unerschöpfliche Quelle und Fundgrube prächtiger Leitsätze des nationalsozialistischen Bekenntnisses in treffender und sprachlich hochentwickelter Form dar. Wir empfehlen dieses wertvolle deutsche Gedankengut bestens.

„Deutsches Bildungswesen“

Die im politischen und geisteswissenschaftlichen Bereich gewonnenen Erkenntnisse werden im weiteren zunächst am Beispiel der Wirtschaft und weiter durch Darstellung der Befreiungslehre systematisch exemplifiziert und stellen sich hierbei als umfassend und von einem außerordentlich hohen Niveau gewonnen heraus. Auch hier wieder dient die gesamte Darstellung einer verantwortungsvollen Herausarbeitung der nationalsozialistischen Ideenzüge und Systembestandteile.

„Die nationale Wirtschaft“

Bezug durch jede Buchhandlung

Armanen-Verlag + Leipzig und Frankfurt am Main

NEUE BÜCHER

(Fortsetzung von Seite III)

Führer durch die Berge

Hans Scherzer hat in zwei Bänden, denen weitere folgen sollen, eine vorbildliche Arbeit geleistet, die geeignet ist, dem Bergfreund und dem Bergsteiger es zu ermöglichen, neben dem rein Sportlichen und Leistungsmäßigen auch innerlich der Berge und der in ihnen geoffenbaren großen Natur zu bemächtigen: „Geologisch-botanische Wanderungen durch die Alpen“, erster Band „Das Berchtesgadener Land“, zweiter Band „Das Allgäu“. Beide Bände sind durch Zeichnungen und schwarz-weiße und farbige Tafeln geschmückt, die von großer Lebendigkeit sind, beide mit genaue Orts- und Sachregister versehen. Aus der geologisch-historischen Geschichte der Landschaft erwächst in der feinsinnigen Art Scherzers ein Bild, das von der Seele der Berglandschaft kündigt. Er appelliert auch an Herz und Gemüt des Menschen, der aus Liebe zur Natur in die Berge steigt. Es ist ihm in weitem Maße gelungen, sein Ziel zu erreichen: mit der Gemeinverständlichkeit die Wissenschaftlichkeit zu vereinen. Solche Bücher sind die besten Wanderbegleiter, die man sich bei Bergbesteigungen nur wünschen kann: sie sind freundlich und ansprechend und in jeder Weise zuverlässig (München, Kösel u. Pustet, je 4.20 RM.).

D. R.

Kappel



Obige Preise verstehen sich einschließlich Koffer

MASCHINENFABRIK KAPPEL

G. m. b. H.

CHEMNITZ-KAPPEL

DAS VOLK

Kampfblatt
für Völkische Kultur und Politik

Die neue Zeitschrift der wichtigen politischen und kulturpolitischen Beiträge!

IM APRIL UND MAI u. a.

Adolf Ehrt: Die völkische Politik und ihre Gegner

Hans Andersen: Maxim Maximowitsch Litwinoff

Otto Kriegk: Genf in London

Wolfgang Schulz: Völkische Kultur

Ludw. Ferd. Clauß: Rassenseelenforschung

L. F. Barthel: Hanns Johst

Adolf Ehrt: »Kritik« oder Überwindung des Marxismus in der Wissenschaft

Wilhelm Seddin: Der Irrweg einer Geopolitik als Weltanschauung

Hans Degen: Geheimdiplomatie und Volkswille

Werner Deubel: Friedrich von Gagern und sein Werk

Bezugspreis viertelj. RM. 2.40, Einzelheft RM. 1.-

Nibelungen-Verlag Berlin-Leipzig

PROBEHEFTE GERN KOSTENLOS

Neuerscheinungen Frühjahr 1936

S. FISCHER VERLAG / BERLIN

JOSEPH CONRAD / Spannung

Roman. Mit einem Nachwort von G. Jean-Aubry. Deutsch von E. Mc Calman
Kartonierte 3.50, Leinen 4.80 RM

DSCHUNG KUE oder Der Bezwingen der Teufel

Das neunte Meisterbuch. Aus dem Chinesischen übertragen von Claude du Bois-Reymond. Durchgesehen von
John Hester. Mit fünf Wiedergaben nach chinesischen Holzschnitten
Geheftet 3.—, Leinen 4.80 RM

HELLMUT VON CUBE / Das Spiegelbild

Erzählung. Geheftet ca. 3.—, kartoniert ca. 3.80, Leinen ca. 4.80 RM.

JEAN GIONO / Die Geburt der Odyssee

Deutsch von Walter und Ruth Gerull-Kardas
Geheftet 3.25, kartoniert 3.75, Leinen 4.80 RM

RICHARD GRANDE / Der Menschenfreund

Roman. Geheftet 5.—, kartoniert 6.—, Leinen 7.50 RM

GERHART HAUPTMANN / Im Wirbel der Berufung

Roman. Geheftet 5.50, kartoniert 6.50, Leinen 7.50 RM

MANFRED HAUSMANN / Lilofee

Eine dramatische Ballade. Geheftet 2.50, gebunden 3.50 RM

KURT HEUSER / Hochverrat der Nachtigallen

Novelle. Geheftet 2.—, kartoniert 2.80, Leinen 3.80 RM

HANS JÜNGST / Das Geständnis

Erzählung. Geheftet 2.—, kartoniert 2.80, Leinen 3.80 RM

HANS KAEMPFER / Der Gutsherr von Blachta

Novelle. Geheftet 2.—, kartoniert 2.80, Leinen 3.80 RM

ALEXANDER LERNET-HOLENIA / Der Baron Bagge

Novelle. Geheftet 2.—, kartoniert 2.80, Leinen 3.80 RM

OSKAR LOERKE / Der Wald der Welt

Gedichte. Kartonierte 4.—, Leinen 6.— RM

HEDWIG ROHDE / Das dunkle Herz

Erzählung. Geheftet 2.—, kartoniert 2.80, Leinen 3.80 RM

ELIZABETH RUSSELL / Vater

Roman. Deutsch von Dagobert von Mikusch. Geheftet 5.—, kartoniert 6.—, Leinen 7.50 RM

HERBERT VIELSTEDT / Cola di Rienzo

Die Geschichte des Volkstribunen. Mit zeitgenössischen Abbildungen. Geheftet 5.50, kart. 7.—, Leinen 8.50 RM

Unentbehrliche Schriften zur volksdeutschen frage

Statistisches handbuch des gesamten Deutschtums

Von Wilhelm Winkler, Direktor des Institutes für Statistik der Minderheitsvölker an der Universität Wien. Herausgegeben im Auftrage der Stiftung für deutsche Volks- und Kulturbodenforschung in Verbindung mit der Deutschen Statistischen Gesellschaft. In Leinen geb. RM. 10.—

Mit allen Mitteln der statistischen Wissenschaft geschaffen, ist dieses Werk doch nicht trockenes Zahlenmaterial, sondern der verbindende Text gibt ein lebendiges Bild des gesamten Deutschtums: politische und soziale Verhältnisse, Geschlechts- und Altersgliederung, Siedlungsweise und Bevölkerungsbewegung, Berufs- und Betriebsstatistik, kurz alle wichtigen Belange der Deutschen in allen Staaten der Erde finden in diesem einzigartigen Werke die erste zusammenfassende und grundlegende Darstellung.

Der neue Herr von Böhmen

Eine Untersuchung der politischen Zukunft der Tschechoslowakei.
Von Dr. Gustav Peters. Kartoniert RM. 3.—

Die Probleme der Tschechoslowakei, die durch deren Lage in der Mitte Europas und durch die Zusammenfassung verschiedener fast gleich starker Volksteile in einem Staate von besonderer Schwierigkeit sind, finden in diesem Buche eines Sudetendeutschen eine gerechte Beurteilung, und der Verfasser macht Vorschläge für die zukünftige staatliche Gestaltung, die in allen Lagern größtes Aufsehen erregt haben.

Die Verfassung des Memelgebietes

Von Albrecht Rogge, Handbücher des Ausschusses für Minderheitenrecht.
Preis RM. 10.—

Das grundlegende Werk über die Rechtslage des Memelgebietes, das Litauens Gewaltpolitik ins klarste Licht setzt.

Die kirchliche Rechtslage der deutschen Minderheiten katholischer Konfession in Europa

Von Dr. Theodor Grentrop, S. V. D., Handbücher des Ausschusses für Minderheitenrecht. Kartoniert RM. 11.—

Diese Sammlung der die Kirche betreffenden Gesetze aller europäischen Staaten, in denen deutsche Minderheiten leben, gibt ein anschauliches Bild der heutigen Kulturlage Europas. Die Unterteilung des Stoffes nach den einzelnen Staaten und innerhalb dieser nach Völkerrecht, Konkordatsrecht und Staatskirchenrecht, Kanonisches Recht macht die Sammlung klar übersichtlich.

VERLAG DEUTSCHE RUNDSCHAU G.M.B.H. BERLIN

Wie werde ich Soldat?

Die Antwort auf diese brennende Frage, die nicht nur die wehrfähige Jugend, sondern auch deren Eltern angeht, erteilt in knapper und sachlicher Form der Major im Generalstabe Norbert Holm (Hamburg, Broschek u. Co., 1 RM.). Major Holm gibt zunächst die gesetzlichen Grundlagen für den Aufbau der Wehrmacht, das Wehrgesetz, den Fahneneid und die Pflichten des Soldaten. Dann folgt mit der landschaftlichen Einteilung und Gliederung der Aufbau des Heeres und weiter der praktische Wegweiser, wie man Soldat wird über Aushebung, freiwillige Meldung, Tauglichkeit und Einberufung zu Übungen. Eingehend werden die verschiedenen Laufbahnen als Offizier, Sanitäts- und Veterinär-Offizier, Militärbeamter und Unteroffizier geschildert, auch die Möglichkeit, Offizier des Beurlaubtenstandes zu werden, ist berücksichtigt. Es folgt eine Übersicht über die Uniformen und Rangabzeichen, über die Dienstgrade, die Besoldung und den Urlaub. Kurz, das Buch bringt wirklich aus fachkundiger Hand alles Wissenswerte vom deutschen Heer.

D. R.

Diesem Heft liegen Werbeschriften der Universitäts-Verlagsbuchhandlung Wilhelm Braumüller, Wien-Leipzig und des städt. Verkehrsamtes Lindau am Bodensee bei. Wir bitten unsere Leser, diese Prospekte besonders zu beachten.

PHILIPP METMAN

MYTHOS UND SCHICKSAL

Die Lebenslehre der antiken Sternsymbolik

235 Seiten Text und 16 Bildtafeln. Format 16,5 × 25 cm.
In Ganzleinen 4,80 RM.

Philipp Metmans Buch gehört zu den besten mythologisch-astrologischen Werken. Allen mythologisch Interessierten, d. h. allen Gebildeten, und allen, die nicht bloße Horoskopisten sind, sondern wirkliche Astrologen sein wollen, ist sein Studium aufs eindringlichste zu empfehlen. Sein Thema ist die griechische Mythologie und die aus ihr hervorgegangene astrologische Vorstellungswelt. Das Wesen der Götter hellt sich im Lichte der astrologischen Betrachtung in überraschend klarer Weise auf. Das Buch ist außerordentlich gut ausgestattet und überaus preiswert! Dr. Weidner in der Astrolog. Rundschau, Leipzig.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Verlag Bibliographisches Institut AG., Leipzig

FREDERIK ADAMA VAN SCHELTEMA

Die Kunst unserer Vorzeit

Rund 200 Seiten Text und 204 Abbildungen auf 68 Kunstdrucktafeln. Format 16,5 × 25 cm
In Ganzleinen 4,80 RM.

DAS ERSTE URTEIL:

„Hier ist wohl zum ersten Male in dieser fachkundigen Weise der Versuch gemacht worden, nicht nur die nordische Kulturentwicklung prägnant zu umreißen, sondern aus den erhaltenen Zeugen aus verschiedenen Jahrzehnten die Geistesgeschichte des früheren Germanentums abzuleiten. Eine Brücke zwischen rein geschichtlicher Vorzeitforschung und Kunstgeschichte aus ihren vielfach noch unbekannten und wenig erhellten Entwicklungstiefen geschlagen zu haben, darf dem Verfasser als hohes Verdienst angerechnet werden.“ Chemnitzer Tageszeitung, am 18. 4. 1936

Durch jede Buchhandlung zu beziehen • Verlag Bibliographisches Institut AG., Leipzig

Hauptgeschäftsführer: Dr. Rudolf Bechel, Berlin-Grunewald • Verlag und Anzeigenannahme: Bibliographisches Institut AG., Leipzig C 1, Fäbbsenweg 17, Tel. 71246 • Verantwortlicher Anzeigenleiter: Hans Schmiedede, Marktleeburg • Druck: Bibliographisches Institut AG., Leipzig C 1 • Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Übersetzungsrechte vorbehalten • Die Bezugspreise (Einzelheft RM. 1,50, Jahresabonnement RM. 15,-) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme der Schweiz und Palästina) um 25%.

Zwei Dichter schildern ihre Heimat

Karl Springenschmid

Bauern in den Bergen

Mit 96 Bildern nach Aufnahmen von P. Azwanger

Friedrich Griefse

Das ebene Land Mecklenburg

Mit 64 Bildern nach Aufnahmen von Karl Eschenburg

Jeder Band schön kart. RM. 4,80, in Ganzleinen RM. 5,50

Karl Springenschmid und Friedrich Griefse, die beiden Dichter Tirols und Mecklenburgs, haben es unternommen, das Gesicht dieser Landschaften und der sie bewohnenden Menschen zu zeichnen. Nur einem Kinde des Landes selbst konnte es sich in all seinen Tiefen zu der unmittelbaren Schau erschließen, die uns in diesen Bilderwerken in wunderholl dichterischer Kraft und Eindringlichkeit entgegentritt. Nicht eine der üblichen Volkskünden soll hier gegeben werden; es geht darum, dem Atem und der Haltung des Landes nachzuspüren, das Leben selbst der Landschaft und des Menschen im Wandel der Jahreszeiten, im gesetzmäßigen ewigen Ring der Monate darzustellen, den bodenverhafteten bäuerlichen Menschen, sein Gemeinschaftsverhältnis zu Land, Tier und Pflanze, sein Einssein mit ihnen und seiner Arbeit dem Leser vor Augen zu führen. Hier die Weite und Mächtigkeit und Ver-

lorenheit des norddeutschen Raumes, in dem die Menschen ihre Welt nie zu Ende sehen, in dem der Blick des Menschen ins Weite geht, in der der Mensch sich die Welt denkt. Dort in den Bergen die Welt sichtbar in jedem Teil, als ein Endliches, Ganzes. Es macht aber einem Menschen das Leben aus, was er den Tag über bei der Arbeit sieht, ob lockende Linie des Horizonts über endlosem Meer, ob das enge Gebiet der Berge in ihrer Stetigkeit und Unwandelbarkeit. In ihren beiden Dichtern sprechen die Landschaften selbst zu uns. So verschieden das Land und der bäuerliche Mensch in ihm hier und dort, so verschieden die beiden Dichtertemperaturen, die zu uns sprechen; doch beide Texte zutiefst bewegt und mit Leben erfüllt. Dem Text steht gleichwertig zur Seite eine große Reihe bestausgewählter Bilder von Mensch und Landschaft, ein Bilderteil von größter Schönheit

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

VERLAG F. BRUCKMANN AG., MÜNCHEN

REISE MEYERS BÜCHER

Seit 70 Jahren erprobt und gelobt.
verlässige Bearbeitung, vorzügliche, mehrfarbige Karten und Pläne, Taschenform

Adria, Dalmatien, Kroatische Küste, Bosnien, Italienische Adriaküste, Albanien, Korfu. 310 Seiten 7.65 RM.

Allgäu, Bodensee, Bregenzer Wald, Schwäbische Alb, München, Stuttgart, Augsburg, Ulm. 3. Auflage. 302 Seiten 4.50 RM.

Arlberg, Allgäuer und Lechtal Alpen, Bregenzer Wald, Ferwallgruppe, Silvretta. 222 S. 3.70 RM.

Bayerischer und Böhmer Wald, Regensburg, Passau, Linz, Budweis, Pilsen. 5. Aufl. 220 S. 3.50 RM.

Berchtesgaden Land, Bad Reichenhall, Berchtesgaden, Salzburg. 68 Seiten 2.50 RM.

Der Bodensee, 88 Seiten 2 RM.

Bozen / Meran, Mendel, Ritten, Schlern, Passeller, Vintschgau. 80 Seiten 2.50 RM.

Donauland, Passau, Wien, Budapest, Wachau, Mühl- und Waldviertel, Semmering, Burgenland, Plattensee. 456 Seiten 5.85 RM.

Dresden, Sächs. Schweiz, Böhm. Schweiz, Östliches Erzgebirge, Böhm. Mittelgebirge, Prag. 12. Auflage. 322 Seiten 4 RM.

Erzgebirge, Vogtland und Nordwestböhmen. 4. Auflage, erstmalig illustriert. 306 Seiten 3.80 RM.

Franken und Nürnberg, Fichtelgebirge, Rhön, Steigerwald, Spessart. 5. Aufl. 312 S. 4.50 RM.

Die Fränkische Schweiz, Bayreuth, Bamberg und Erlangen. 78 Seiten 2 RM.

Grafschaft Glatz, Altvatergebirge, Eulengebirge, Heuscheuer, Adlergebirge, Zobten, Breslau. 168 Seiten 3.15 RM.

Hamburg und die Niederelbe. 104 Seiten 2.50 RM.

Der Harz, Kyffhäuser, Hildesheim. 25. Aufl. 324 Seiten 4.50 RM.

Der Hochtourist in den Ostalpen. Von Ludwig Purtscheller und Heinrich Heß begründet. 5. Auflage. 8 Bände. Sonderverzeichnis auf Verlangen.

Hohe Tauern, Glockner, Venediger, Defereggengebirge, Lienzer Dolomiten. 192 Seiten 3.70 RM.

Italien:

Norditalien, vom Brenner bis einschl. Rom. 12. Aufl. 676 S. 15 RM.

Süditalien, Sizilien, Korfu, Malta. 2. Aufl. 414 S. 13.50 RM.

Die Oberital. Seen, Turin, Mailand, Verona. 280 S. 7.20 RM.

Mailand. 68 Seiten 2.25 RM.

Rom und Umgebung. 230 Seiten 5.50 RM.

Venedig. 76 Seiten .. 2.25 RM.

Kopenhagen u. Umgebung, Insel Bornholm, Insel Møn. 86 S. 2 RM.

Lüneburger Heide, Bremen, Hannover. 68 Seiten 2 RM.

Mecklenburg, Schleswig-Holstein. 2. Aufl. 300 Seiten 3.60 RM.

Mittenwaldbahn, Zugspitze, Garmisch-Partenkirchen, Innsbruck. 100 Seiten 2.50 RM.

München und Umgebung, 188 Seiten 2.70 RM.

Nordseeküste. 6. Auflage.
1. Band: Nordfriesland, Hamburg, Helgoland. 201 Seiten 3.15 RM.

2. Band: Ostfriesland, Bremen, Hamburg, Helgoland. 245 Seiten 3.15 RM.

Oberbayern und München, Augsburg, Innsbruck, Salzburg. 5. Auflage. 390 Seiten 5.20 RM.

Ostalpen

1. Band ist aufgeteilt in die Bände: „Arlberg“, „Mittenwaldbahn“ und „Ötztal und Stubai“.

2. Band: München, Chiemgau, Berchtesgaden, Salzkammergut, Hohe Tauern, Karnische Alpen. 13. Aufl. 440 Seiten 5.40 RM.

3. Band: Dolomiten, Bozen, Meran, Ortler. 14. Aufl. 424 Seiten 8.10 RM.

4. Band: Österreich. Alpen östl. der Tauernbahn. 8. Aufl. 538 S. 6.75 RM.

Ostpreußen, Danzig, Mergelgebiet. 2. Auflage, erstmalig illustriert. 236 Seiten 3.80 RM.

Ostseeküste s. Mecklenburg, Pommern, Ostpreußen.

Ötztal und Stubai, Ötztal und Stubai Alpen, Innsbruck. 178 Seiten 3.70 RM.

Pommern, Seebäder, Rügen, Bornholm. 3. Auflage. 284 Seiten 3.40 RM.

Die Provence, Unteres Rhodan, Grenoble, Pelvoux-Gruppe, M. d. Languedoc. 156 Seiten 5.40 RM.

Der Rhein, von Mainz bis Düsseldorf. 14. Aufl. 351 Seiten 6.30 RM.

Riesengebirge, Isergebirge, Breslau. 22. Aufl., erstmalig illustriert. 244 Seiten 3.80 RM.

Die Riviera, von Livorno bis Monte Carlo, Korsika. 11. A. 272 S. 10.80 RM.

Sächs. Schweiz siehe Dresden

Schweiz. Große Ausg. 23./24. Aufl. I: **Zentralschweiz**, vom Bodensee zum St. Gotthard. 268 Seiten 5 RM.

II: **Berner Oberland und Wallis**. 278 Seiten 4.50 RM.

III: **Westschweiz**. 176 S. 4.50 RM.

IV: **Graubünden**. 218 S. 4.50 RM.

Die Schweiz in vier Wochen. 338 Seiten 7.20 RM.

Thüringer Wald, Thür. Vogtland. 26. Auflage. 316 Seiten 4 RM.

Weimarer Land mit Jena, Erfurt, Ilmenau, Naumburg, Halle, Kyffhäuser. 144 Seiten 2 RM.

Weserland, Die Oberweser bis zur Porta Westfalica, Südlicher Teutoburger Wald, Kassel, Hannover. 120 Seiten 2.50 RM.

Die Westböhmisches Bäder, Karlsbad, Franzensbad, Marienbad. 60 Seiten 2.50 RM.

Wien und Umgebung. 272 Seiten 4 RM.

Meyers Luftreiseführer „Mitteleuropa“. Unter Mitwirkung der Deutschen Luft Hansa A.G. 89. 556 Seiten. Mit 83 Streckenkarten u. 1 Luftverkehrsplan. 15 RM.

Ausführlicher Gesamtprospekt auf Verlangen durch jede Buchhandlung oder vom Verlag

BIBLIOGRAPHISCHES INSTITUT AG. LEIPZIG